LANDESHAUPTSTADT

DIE SCHREIBWÜTIGEN 2.3

Texte aus der Schreibwerkstatt

September – November 2023

in der Stadtbibliothek Wiesbaden

Leitung: Alexander Pfeiffer

WIESBADEN

Kulturamt

www.wiesbaden.de

DIE SCHREIBWÜTIGEN 2.3

Schriftsteller seien besondere Menschen, äußerte die amerikanische Autorin Sara Gran einst anlässlich einer Literatenzusammenkunft in Südkalifornien: „Wir sind Menschen, die nach innen schauen und einen sehr, sehr ehrlichen Bericht liefern über das, was da ist. Wir finden dort Teile von uns, die nicht immer nett, die manchmal ein bisschen hässlich, manchmal auch ein bisschen beängstigend sind oder dumm wirken, und trotzdem sind wir bereit, sie mit jedem in der Welt zu teilen. Ich denke, dafür braucht es eine Menge Mut, und ich bewundere das."

Genau diese Bewunderung empfinde ich für die „Schreibwütigen", die Jahr für Jahr mit mir arbeiten und ihre Geschichten mit mir teilen. Im mittlerweile achten Jahr bot unsere Schreibwerkstatt den „Safe Space" für diese schreibende Bewegung von innen nach außen. Einmal mehr war das Kulturamt der Stadt Wiesbaden der Veranstalter, mit dem Literaturhaus Villa Clementine und den Wiesbadener Stadtbibliotheken als unseren Heimathäfen. 2016 war es Arno Fischer, der diesem Projekt seinen Start ermöglichte und ihm im Jahr darauf auch den Namen „Die Schreibwütigen" verlieh. Ihm gebührt unser Dank, ebenso wie seiner Nachfolgerin im Bereich der Literatur- und Leseförderung Katharina Dietl. Dazu Dr. Wolfgang Runschke und Claudia Monien, die unsere Gastgeber in der Stadtbibliothek waren, Laura zur Nieden, die uns hinter die Kulissen des Hessischen Staatstheaters Wiesbaden geführt hat, und nicht zuletzt Ellen Benner, die auch in diesem Jahr wieder nicht nur schreibend, sondern auch zeichnend mit an Bord war. Von ihr stammt das Cover dieser Textsammlung.

„Die Schreibwütigen 2.3", das waren zwölf Schülerinnen und ein Schüler zwischen 12 und 16 Jahren von der Diltheyschule, der Oranienschule, der IGS Alexej von Jawlensky, der Martin-Niemöller-Schule, der Elly-Heuss-Schule, der Helene-Lange-Schule sowie dem Gymnasium Taunusstein. Immer donnerstags haben wir uns getroffen, haben geschrieben, gelesen und diskutiert. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind auf den folgenden Seiten nachzulesen – nicht immer nett, manchmal ein bisschen hässlich, manchmal vielleicht auch ein bisschen beängstigend, aber immer getragen vom Mut der Schreibwütigen.

Alexander Pfeiffer, November 2023

Die Schreibwütigen 2.3 und ihre Geschichten:

Dilara Akman	- Aleyna – Von den Fesseln gelöst	S. 2 - 3
Ellen Benner	- Konferenzsaal 1	S. 4 - 5
Josephine Bunge	- Wenn jeder Tag ein anderer wäre	S. 6 - 16
Juliane Dehnhard	- Ein Traum	S. 17 - 18
Sophie Galler	- LC-23-7-X	S. 19 - 27
Mahmoud Hamad	- Stillebach	S. 27
	- Prinzessin Sophie	S. 28
	- Eine Mission von großer Bedeutung	S. 29
Johanna Nowak	- Wie sich alles veränderte	S. 30 - 32
Victoria Schrumpf	- Pavor nocturnus, der nächtliche Terror	S. 33 - 40
Sophia Elena Schulenberg Sarrazin	- Langeweile	S. 41 - 47
Luna Seipel-Rotter	- Wie ich den Tod bezwang	S. 48 - 50
Nina Skulesch	- Die Busfahrt	S. 51 - 52

Titelillustration: Ellen Benner

Dilara Akman

ALEYNA – VON DEN FESSELN GELÖST

Kapitel 1: Meine Schwester

Dunkelheit, das war das Erste was ich sah, ein lauter Knall und ein darauffolgendes Piepen das Erste, was ich hörte, die eisernen Ketten an meinen Hand- und Fußgelenken das Erste, was ich spürte.

Wir schreiben das Jahr 2004. Bagdad, Irak.

Ich saß in einem dunklen Raum, an die Wand gekettet neben meiner Schwester, wir beide und zwölf andere Gefangene. Als wir die Explosion der Bombe hörten, die vor ein paar Sekunden einschlug, schrien sie, wie meine kleine Schwester schrie. Die anderen Gefangenen schrien. Ich war still, ich starrte ins Leere.

Vermummte Männer mit Sturmgewehren rannten in den kleinen Raum, zielten mit ihren Waffen auf uns und schrien uns an, ruhig zu sein, sonst würden sie schießen. Immer noch zeigte sich keine Reaktion, ich starrte weiter ins Leere, auch als der Dreck von der Decke mir ins Gesicht fiel, blinzelte ich nicht. Ich hatte keine Angst, nicht vor den Bomben, nicht vor den Waffen, nicht vor den Männern und nicht vor dem Tod.

Einige wären schockiert, würde eine Dreizehnjährige ihnen erzählen, dass sie sich wünscht, zu sterben, aber das sind die, die nicht seit zwei Jahren von einer Terrororganisation gefangen gehalten werden. Ja, seit zwei Jahren bin ich hier, in diesem dunklen Raum, mit diesen ranzigen, ätzenden Ketten an die Wand gefesselt, ich habe seit zwei Jahren den Himmel nicht gesehen oder die Sonne. Das Einzige, was ich in dieser Zeit sah, war dieser Raum und diese Männer.

Meine Mitgefangenen wechselten immer wieder, sie wurden getötet aus den unterschiedlichsten Gründen, weil sie sich gegen die Ketten oder die Männer gewehrt haben, weil sie das Essen nicht essen wollten, weil sie die Männer angesehen haben, oder weil die Frauen nicht mit den Männern schlafen wollten. Dadurch bekam ich immer neue Gesichter zu sehen. Als ich vor zwei Jahren hierhergebracht wurde, war ich wie meine Mitgefangenen jetzt ängstlich und hoffnungsvoll, hier irgendwann rauszukommen. Immer wenn jemand getötet wurde und jemand anderes kam, fragte ich ganz aufgeregt, wie es jetzt da draußen aussieht, was passiert, ob er meine Familie kennt oder gesehen hat.

Als ich ungefähr drei Monate hier war, bekam ich zum ersten Mal mit, wie jemand getötet wurde: ein älterer Herr, er war sehr nett, er hat mir immer Geschichten erzählt und versucht, mir meine Angst ein wenig zu nehmen. Er hatte einen der Männer mit den Gewehren nach der Uhrzeit gefragt, kurz danach hatte er ein Loch im Kopf, die Männer räumten ihn weg, aber das Blut blieb auf dem Boden.

Ein kleines Mädchen, ungefähr in meinem Alter, wir haben uns direkt angefreundet und gut verstanden. Wir nahmen uns gegenseitig die Angst und immer, wenn sie um ihre Familie weinte, sagte ich: „Es wird alles gut, Caneyla, das ist nur ein Test von Gott, wir werden es hier rausschaffen."

Vor zehn Monaten wurde sie von einem der Männer getötet, weil sie sich nicht vergewaltigen lassen wollte. Seitdem sprach ich mit keinem der Gefangenen mehr, mit keinem, der neu kam und mit keinem, den ich schon kannte. Es führte zu nichts, warum sollte ich Freundschaften schließen? Warum sollte ich wissen, wie es da draußen aussieht? Wenn ich sowieso hier sterben würde.

Die Männer verließen gerade den Raum, erst jetzt erwachte ich aus meinen Gedanken. Ich schaute durch den kleinen Raum, eine Frau lag bewusstlos auf dem Boden, ich sah eine kleine Platzwunde auf ihrer Stirn. Sie war niedergeschlagen worden.

Ich kannte die Frau, ihr Name war Amara, sie war nett. Sie wurde hier mit ihrem Bruder Mohammed festgehalten, mit ihm hatte ich nie viel zu tun, aber er kümmerte sich gut um sie. Gerade saß er gebeugt über ihr und weinte, er schrie, sie solle aufwachen.

Ich sagte ruhig: „Die Wunde ist nicht so groß, sie wacht bald auf."

Mohammed sah mich an. „Danke", antwortete er.

Ich nickte nur. Ich sah neben mich, meine kleine Schwester sah verängstigt aus. Sie ist vor zwei Wochen hierhergekommen. Als die Männer mich gefangen nahmen, war sie fünf Jahre alt, jetzt ist sie sieben. Sie hatte sich in diesen zwei Jahren verändert, ich war überglücklich, sie zu sehen, aber sie war zu jung für all das hier. Ich streichelte ihren Arm, lächelte sie an und sagte: „Hör auf zu weinen, heb dir die Kraft für später auf."

Sie hörte wie auf Knopfdruck auf und antwortete: „Wieso dürfen wir nicht beten?"

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Ich verstand das ja selbst nicht, aber irgendetwas musste ich ihr sagen.

„Sie verstehen unsere Religion nicht, sie haben Angst davor, deswegen wollen sie sie uns nehmen."

Unsere Religion, unser Glaube, wir sind Muslime, deswegen sind wir hier. Als der Krieg vor fünf Jahren anfing, war ich acht Jahre alt. Ich habe nicht verstanden, warum wir verfolgt wurden, ich habe nicht verstanden, warum wir unser Zuhause verlassen mussten, warum ich nicht mehr in die Schule gehen konnte oder warum ich meine Freundin nicht mehr sehen durfte.

Als die erste Moschee gesprengt wurde, habe ich es verstanden. Sie hassen uns wegen unseres Glaubens. Ich hasse sie nicht. Sie sind nur fehlgeleitet, haben den falschen Weg eingeschlagen.

Ich hasse sie nicht, ich war nur enttäuscht, wütend und anfangs traurig, aber es gibt drei Gefühle, die ich nicht mehr führen kann: Hoffnung, Angst und Liebe.

Da war nur noch ein Wunsch, einzuschlafen und nicht mehr aufzuwachen. Aber das konnte und durfte ich nicht. Ich habe einen Grund weiterzumachen. meine Schwester.

To be continued ...

Ellen Benner

KONFERENZSAAL 1

„Menschen sind nicht dumm“, empörte sich Menschheit.

„Doch! Natürlich sind sie das! Wer würde behaupten, dass Menschen nicht dumm sind?“, krächzte Welt, von Husten unterbrochen.

Chaos brach aus. Die Wesen waren uneinig.

Menschheit äußerte sich: „Aber ich bin nicht dumm!“

Nun schauten alle zweifelnd.

„Ich habe Mathematik erfunden“, meinte Menschheit, äußerst gekränkt, „ich habe einen ganzen Planeten unter meiner Kontrolle!“

Welt brach in Tränen aus, und Raum schaute kritisch.

So war es immer, jeden Monat, wenn ein weiteres Treffen anstand. All die übernatürlichen Wesen kamen nicht sehr gut klar miteinander, Streit war im Konferenzsaal die einzige Tagesordnung, die jemand sich zu schreiben die Mühe machte.

Keiner, außer Niemand, verstand so ganz, warum diese Konferenzen überhaupt existierten, aber es gab Dinge, auf die selbst die übernatürlichsten aller Kreaturen dieses Universums nicht zu antworten wussten.

Es war besser, solche Dinge einfach nicht zu hinterfragen, geschah es doch nicht selten, dass Menschen an Hirnblutungen starben, nachdem sie sich zu viele dieser Fragen gestellt hatten. Als Freiheit einmal versucht hatte, aus Prinzip (welches sie sehr sicher nicht verstand) zu schwänzen, waren noch Wochen später ihre Klagen über Kopfschmerzen zu hören.

Neid schaffte es, das Chaos mit ihrer flachen Stimme zu übertönen: „Ich wäre gerne ein Mensch. Sie sind so unkompliziert.“

Menschheit kicherte geschmeichelt, aber war ganz schnall wieder leise, als Leben ihm einen Todesblick zuwarf. Leben war eine gruselige Figur, es war bekannt für seinen Sarkasmus und die schwarzen Klamotten. Aber Menschheit mochte es, denn trotz seines Protests, man konnte seine Dummheit kaum leugnen.

Unnötig zu sagen, dass Leben all diese Gefühle mit nichts als Schimpfwörtern erwiderte.

„Aber was wären wir, so ganz ohne den Menschen?“, fragte Logik in die Runde.

Freiheit blickte auf, mit diesen riesigen, naiven Augen ihres kindlichen Seins und sagte: „Frei!“, während die Ketten um ihren Hals rasselten.

Wahnsinn lachte, und es war kein schönes Lachen. Tod streichelte seinen Rücken tröstlich. Tod und Wahnsinn standen sich sehr nah, trotz ihrer gegensätzlichen Gestalten. Wahnsinn war eine bemitleidenswerte Gestalt, immer in Grau, mit Augen, die Geschichten schrien, hinausbrüllten von Leiden und Schmerz.

Tod war ganz anders. Sie war wie eine Mutter für alle, mit ihrem warmen Charakter. Sie war wortwörtlich das Licht am Ende des Tunnels, mit dunkler Haut, die golden zu glühen schien, und Augen, die alle willkommen hießen.

Freiheit jammerte schon wieder. In dieser kindlichen Gestalt, die sie grade angenommen hatte, war sie noch schwerer zu ertragen.

„Der Mensch hält uns gefangen!“

Emotion grinste hinter seinen Tränen und meinte: „Wir sind des Menschen Sklave und Herr.“

Menschheit sah verwirrt aus, und Hass, der Sohn von Emotion sagte nur: „Ich bin niemandes Sklave?“, und es klang eher wie eine Frage.

Leben grinste fies. „Was bist du, außer ein Werkzeug?“

„Das ist der Unterschied zwischen uns“, unterstützte es Raum. „Ihr seid doch bloße Kreaturen des Menschen!“

Menschheit zuckte die Schultern: „Nicht, dass ich wüsste.“

Aber keiner nahm es ernst, denn das war je genau der Punkt, der alle störte.

Logik lächelte süffisant: „Ich bin ein Sohn der Menschen, aber ich bin über ihn hinausgewachsen.“

„Du kannst dein Blut nicht leugnen“, sagte Welt, mit gekrümmter Gestalt aus seinem Rollstuhl heraus. „Am Ende bist auch du nur ein Werkzeug, dass der gelegentlich einsetzt. Du auch, Liebe, Hass, Neid. Emotion. Ihr seid Wohl die bizarrste Waffe des Menschen.“

Liebe hatte einen Hang zum Weinen, sie tat es tatsächlich konstant, aber nun schien es sogar noch mehr zu werden. Tod lächelte und reichte einen Eimer.

Wieder in der Lage zu sprechen, meinte Liebe: „Aber ist das schlimm? Das ist der Sinn unserer Existenz. Wenn unsere Existenz dadurch definiert wird, eines Menschens Werkzeug zu sein, warum Zweifel? Warum sollte man seine eigene Existenz bezweifeln, das Ich? Was bliebe dann noch?“ Jetzt weinte sie wieder.

„Es interessiert mich nicht“, sagte Hass, „ob ich Götter oder Teufel, euch alle oder Menschen hasse. Der Hass bleibt der gleiche.“

Er hatte Glück damit. Hass war immer neutral, eine Waffe, die niemandem gehörte, die jeder einsetzen konnte.

Neid warf ein, mit ihrem typischen, verzweifelten Blick: „Aber wie könnte ich eine Waffe sein? Ich verstehe nicht!“

„Du bist auch ein hoffnungsloser Fall.“ Leben schüttelte langsam den Kopf. „Aber ich will ja deine zarten Gefühle nicht verletzen … Offensichtlich, du bist genauso eine Waffe wie Liebe und Hass, nur richtest du dich gegen dein eigenes erbärmliches Selbst. Neid verletzt niemanden, außer sich selbst. Kapiert?“

Schwach nickte Neid, aber als die Worte tatsächlich anzukommen schienen, begann sie zu weinen. „Bin ich nutzlos?“

„Schhh …“, tröstete Tod, „alles gut. Du bist nicht die Einzige, zahlreiche Wesen sind wie du, die keinen offensichtlichen Nutzen haben: Logik, Liebe Hass, all die menschlichen Konzepte. Alles gut.“

„Ahhh!“, schrie Wahnsinn, dann sprach er, mit ungeübter Stimme: „Arme Menschen, arm, arm. Hilflos gegen sich selbst! Klein und schwach! Brauchen Moral, Scheiße wie Gut und Böse, um nicht den Faden einer Geschichte zu verlieren, die noch nicht existiert … Schwach und klein!“

Wahnsinn brach hin hysterisches Gelächter aus, dann kicherte er nur noch, als Tod ihm den Rücken zu streicheln begann. Er griff ins Nichts und schrie Namen, deren Bedeutung er wohl selbst schon lange vergessen hatte.

Es klingelte, und alle zuckten mehr oder auch weniger erschreckt zusammen. Die Konferenz war beendet. Zahlreiche Kreaturen strömten aus Konferenzsaal 1 heraus, um nun schon Angst vor dem nächsten Treffen zu haben.

Josephine Bunge

WENN JEDER TAG EIN ANDERER WÄRE

1

Am nächsten Morgen wache ich auf. Der Alarm meines Weckers schrillt nach Leidenschaft und Tatendrang, um den neuen Tag, der vor mir liegt, so gut wie möglich zu nutzen. Ich schalte ihn aus.

Draußen ist es noch dunkel, weshalb ich widerwillig den Lichtschalter rechts von mir betätige. Ich halte mir meine Hand vor das Gesicht und senke sie Stück für Stück, sodass das Licht scheinbar langsam mein Zimmer flutet. Zuerst die blaue Deckenlampe, dann mein ordentlicher Schreibtisch unter dem langgezogenen Fenster. Kurz darauf folgen meine Plakate und Sprüche an der Wand und mein Kleiderschrank mit einem angeklebten Spiegel. Als ich bei meinen Füßen ankomme, gebe ich mir einen Ruck und hieve mich aus dem Bett.

Mit Schwung öffne ich meine Schranktür, worauf eine Pracht dunkler Kleidung in Erscheinung tritt. Ich suche mir eine schwarze Hose, ein graues T-Shirt und meine abgetragene Camouflage-Jacke heraus und streife sie über. Langsam tapse ich aus meinen vier Wänden hinaus auf den Flur.

Aus dem Zimmer meines Bruders genau gegenüber höre ich gedämpfte Geräusche. Im Gegensatz dazu steht die Zimmertür daneben sperrangelweit auf. Meine kleine Schwester hat bereits ihr Quartier verlassen. Ich setze meinen Weg fort und steuere auf die Küche zu.

„Hallo Levi!“, plärrt Jule mir entgegen und wechselt zwischen Radiergummi und Buntstiften hin und her, um ein Mandala auszufüllen.

Mutter schaut kurz vom Herd auf und lächelt mir zu. „Guten Morgen Schatz!“

Ich ringe mir ein „Morgen“ ab und schlurfe zum Kühlschrank.

„Ist Vater schon weg?“, frage ich, während ich mir ein Glas Wasser einschenke.

„Ja, Vater musste heute früh raus, um seiner Arbeit nachzukommen.“

Ich setze mich an den Küchentisch, wo Mutter gerade den gebratenen Bacon aus der Pfanne auf einen Teller schiebt. Ich schnappe mir ein Brot und schaufele eine Portion darauf.

„Ey!“, beschwert sich Jule als ein paar Krümel von meinem Frühstück auf ihre gerade entstehende Zeichnung fallen.

Ich drehe das nationale Radio auf, bevor ich noch einen Vortrag bekomme oder von einer Heulattacke befallen werde. Mutter summt vor sich hin, von Jule kommen noch ein paar Protestlaute, doch ansonsten hört man nur die aktuellen Berichte unseres Landes. Ich packe meine Hefte und das bereitgestellte Essen und Trinken von Mutter in meinen Schulranzen, als Chris in die Küche kommt.

„Hallo Chris!“

„Guten Morgen, Schatz.“

„Morgen.“

„Guten Morgen. Ich habe gestern Abend ganz vergessen zu fragen, ob der Brief schon per Post gekommen ist.“

„Nein, er müsste aber in den nächsten Tagen kommen. Mach dir keine Sorgen“, antwortet Mutter auf die Frage meines älteren Bruders.

„Jaja. Levi, Jule in zehn Minuten fahre ich los, und ich will nicht auf euch warten müssen“, bestimmt Chris mit einer vorwurfsvollen, hochgezogenen Augenbraue.

„Och nein! Ich habe keine Lust! Mutter, kann ich nicht bei dir bleiben?“, beschwert sich Jule, während ich nur knapp nicke.

„Jule-Schatz, du weißt ganz genau, dass das nicht geht. Du musst in die Schule lernen, und ich habe sowieso im Haushalt zu tun. Ich hätte doch gar keine Zeit für dich“, beschwichtigt Mutter sie.

Ich gehe ins Badezimmer, um ein paar Minuten später zusammen mit Chris und Jule das Haus zu verlassen. Mutter wünscht uns einen schönen Tag, bevor wir in das Auto von meinem Bruder einsteigen.

Ich lehne den Kopf an die Fensterscheibe und betrachte durch meine blonden Haare die vorbeiziehende, vertraute Gegend. Vereinzelte Bäume säumen die Eingänge von großen Familienhäusern, aus denen unterschiedlich alte und junge Schüler gerade aufbrechen. Der große Platz, benannt nach Volker von Schaffhausen, beherbergt, wie jeden Morgen, den ovalförmigen Brunnen mit seiner Statue oben aufgesetzt.

Chris dreht das Radio auf, was Jule als Anreiz nimmt, das nächste Volkslied laut mit zu trällern. Meine Aufmerksamkeit richtet sich auf mein Handy, als es lautlos in meiner Hosentasche vibriert, doch ich hole es nicht heraus.

„Willst du nicht nachschauen?“, hakt Chris nach, während er die nächste Abbiegung nimmt.

„Nein, das ist bestimmt Kai, der fragt, ob ich bald da bin.“

Kurz vor meiner Schule sieht man schon wieder neue Plakate an den Fassaden hängen. Die unterschiedlichsten und neuesten Aspekte, die allerdings schon über das Radio berichtet wurden, werden dort wieder aufgegriffen. Chris hält ein paar Meter vor dem Schultor.

„Na dann, raus mit euch, und habt einen schönen Tag.“

Ich schultere meinen Schulranzen und halte für Jule die hintere Autotür auf. Wir drei schlagen unterschiedliche Wege ein. Jule verschwindet in Richtung Grundschule, und Chris startet seinen kleinen Wagen, um weiterzufahren, während ich auf Kai zugehe, der gelangweilt auf sein Handy starrt. Ich nicke kurz zur Begrüßung. Kai hebt den Kopf, bewegt seine Mundwinkel minimal nach oben und senkt den Blick wieder.

„Ist dein Bruder schon einberufen worden?“

„Nein, noch nicht, aber der Bescheid müsste bald kommen. Gehen wir rein?“

Die laute Menge umschlingt uns, während wir auf dem Weg in die Aula sind. Bekannte Gesichter grüßen und unbekannte rauschen einfach an einem vorbei. Die tägliche Morgenzeremonie verläuft ohne Komplikationen. Hinsetzten, aufstehen, schwören, singen, hinsetzten, zuhören, gehen.

Um Punkt acht trudeln meine Klassenkameraden auf ihre jeweiligen Plätze. Die Lehrerin startet mit dem Unterricht. Sie beginnt von geografischen Grenzen oder Gebieten zu erzählen und wird nur stellenweise von einem Husten oder lautem Gähnen unterbrochen. Die Stunde vergeht wie im Flug, die üblichen Schüler stehen auf, geben ihre Antworten und setzen sich wieder.

„Wo ist denn *die Emilia*?“, nuschele ich in Kais Richtung.

Er lächelt verlegen, räuspert sich und fährt mit ruhiger Stimme fort: „Krank, glaub ich. Haben in letzter Zeit weniger geschrieben.“ Er zuckt mit den Schultern, aber führt es nicht weiter aus, auch nachdem ich ihn mit einem fragenden Blick dazu auffordere.

Es klingelt zum Unterrichtsende, und die Hausaufgaben gehen durch, Tische knarren und Schuhe trampeln. In der Pause geht es um das Übliche: Jugendtreff, Einberufung, Nachmittagsaktivitäten, und schon beginnt die dritte Stunde Matheunterricht, mit den unterschiedlichsten Funktionsarten und Rechenwegen.

Plötzlich hört man ein abgehacktes Knistern, gefolgt von einem Rauschen, als der Lautsprecher, der in der oberen Raumecke hängt, anspringt.

„*Die Schulleitung bittet alle Schüler der Jahrgangsstufe 10 mit ihren momentanen Tutoren in die Aula.*“

Allgemeines Murmeln entsteht in der Klasse.

„Um was geht es da, Herr Roder?“

„Bestimmt irgendetwas mit einem Maulwurf.“

„Laufen wir da jetzt hin?“

Herr Roder schaut betreten und leicht genervt auf seinen Stapel Arbeitsblätter hinab, die er gerade austeilen wollte.

„Na wenigstens keine Mathe.“ Kai neben mir strahlt förmlich, während wir beide uns langsam erheben, um mit den anderen in die Aula zu gehen.

Weitere Klassen unserer Stufe stoßen im Laufe der langen Schulgänge zu uns. Niemand scheint zu wissen, was uns gleich erwartet. In dem geräumigen Saal angekommen, setzen sich alle Schüler klassenweise hin und blicken gespannt, aber auch ängstlich zur kleinen Bühne.

Mit einem nervösen Prickeln im Bauch rutsche ich auf den Stuhl neben Kai. Unser Schulleiter betritt das Podium, gefolgt von Emilia. Sie trottet hinter ihm her, ihr Gesicht von dunklen Strähnen umrahmt und halb verdeckt. Shit. Ich schiele unauffällig zu Kai, der wie erstarrt auf seinem Stuhl sitzt. Jetzt bloß keine Wirkung zeigen, flehe ich ihn schweigend an.

Der Rektor beginnt mit den üblichen Floskeln über den Feind in unserer Mitte, der so oft nicht erkannt wird. Emilia steht die ganze Zeit ungefähr einen Schritt neben ihm und ringt unablässig mit ihren Händen. So sieht also jemand aus, der uns schadet, der alles teilen will und unser System untergräbt.

Kais ausdruckslose Mimik hält nicht mehr stand und ich merke, wie seine Züge langsam zu schwächeln anfangen. Noch bevor ich irgendetwas zu ihm sagen kann, springt er auf und läuft zielstrebig auf den doppeltürigen Ausgang zu. Ich stehe ebenfalls ruckartig auf und sprinte ihm hinterher.

In den Gängen ist es ruhig, und nur eine allgemeine Geräuschkulisse dringt durch die geschlossenen Türen, als ich Kais hallenden Schritten bis zur Toilette nachlaufe. Ich öffne ein paar Sekunden nach ihm die quietschende Tür und schlüpfe in den kleinen Vorraum. Mein bester Freund lehnt an der gekachelten Wand gegenüber von dem rechteckigen Waschbecken und dem gleichförmigen Spiegel. Ich stelle mich ein paar Meter neben ihn und schaue auf den Boden. Niemand sagt etwas. Aus dem einen Wasserhahn fallen Tropfen in den Abfluss.

Zögernd hebe ich den Kopf, wage es aber nicht, Kai anzusehen und betrachte ihn daher im Spiegel. Er hat den Blick gesenkt, und eine tiefe Furche ist unter seinem dichten, braunen Haar zu erkennen. Die Hände hat er geballt an die Wand hinter ihm gepresst.

„So eine Scheiße!“

Beinahe wäre ich zusammengezuckt, als die Worte plötzlich aus Kai herausbrechen. Ein verwunderter Sechstklässler kommt um die Ecke und schaut uns mit seinen großen, braunen Augen an.

„Was glotzt du denn so blöd? Zisch ab“, faucht Kai ihn an.

„Aber ich muss noch Hände waschen“, erwidert der kleine Junge mit einer zittrigen Geste zum Waschbecken.

„Willst du mich verarschen? Du …“

„Komm, nun geh schon“, schneide ich ihm das Wort ab.

Sobald die Tür ins Schloss fällt, wende ich mich zu Kai. „Komm schon, ist doch alles halb so wild. So ernst war es doch nicht zwischen euch beiden.“

„Ach halt die Schnauze, Levi.“

Kai macht einen Schritt zum Waschbecken und haut wütend auf den Knauf des Wasserhahns. Mit einer Hand reibt er sich energisch Wasser ins Gesicht und blickt dann im Spiegel zu mir. „Ich habe mich komplett getäuscht. Wie ein Vollidiot! Habe mich von Gefühlen leiten lassen und somit einen Verräter nicht erkannt. Was glaubst du, wie mich das darstellen lässt?“ Kai macht eine kurze Pause, bevor er mit ernster Stimme fortfährt. „Du darfst niemandem davon erzählen, klar? Dass ich sie mochte, verstanden?“

„Wieso, ist doch süß.“

Bevor ich überhaupt reagieren, geschweige denn meine Worte überdenken kann, hat Kai sich blitzschnell umgedreht, mich an meinem Jackenkragen gepackt und an die Wand gedrückt.

„Fick dich, Levi. Du weißt genau, was mit mir passiert, wenn das rauskommt. Kein Wort zu niemandem!“

Mit den Worten lässt er von mir ab und verschwindet aus der Tür. Ich rücke meine Jacke zurecht und folge ihm, komme aber nicht weit, da Herr Roder sich vor der Jungentoilette platziert hat.

„Na, was machen wir denn hier?“

„Mir war schlecht. Habe ‘nen abgelaufenen Schokoriegel im Verdacht. Kai hat mich begleitet“, erwidere ich.

Herr Roder schaut mit hochgezogenen Augenbrauen erst zu mir und dann zu Kai.

„Aha. Zurück zum Klassenraum, alle Mann“, sagt er schlussendlich und kehrt uns den Rücken zu. Kai blickt zu mir und nickt. Ich mache ebenfalls eine kurze Kopfbewegung. Quitt.

Nach einem langen Schultag verabschiede ich mich von Kai und laufe nach Hause. Unsere kleine Auseinandersetzung hängt immer noch in der Luft. Kai würde sich niemals mit mir prügeln, und ich würde ihn niemals verpetzen, aber irgendwie ist die Sache mit Emilia anders als bei anderen Maulwürfen.

Ich beschließe, die Nachmittagsaktivität ausfallen zu lassen und schreibe irgendeine gebastelte Entschuldigung in die entsprechende WhatsApp-Gruppe. Ich weiß genau, dass morgen unser Leiter mir unangenehme Fragen stellen wird, doch darüber, beschließe ich, zerbreche ich mir später den Kopf.

Bis zum Abendessen vermeide ich jeglichen Kontakt zu meiner Familie, allerdings lässt sich die täglich gemeinsame Abendrunde nicht umgehen. Zu Kartoffelsalat mit Würstchen versammeln sich alle am Küchentisch.

„Guten Abend. Wie war euer Tag?“, fragt Mutter, während sie fünf Teller mit Besteck auslegt.

Jule legt direkt los, von ihren Erfahrungen in der Grundschule zu erzählen, bevor Chris nur knapp seinen Tag schildert. Ich kaue langsam einzelne Kartoffeln und warte nur darauf, dass ich gleich dazu aufgefordert werde, zu berichten, was denn in der Schule los war.

„Levi“, beginnt mein Vater, der heute den ganzen Tag auf der Arbeit war und sich jetzt eine weitere Portion auf den Teller schaufelt. „Wir hatten heute einen Anruf von deiner Schule. Es gab schon wieder einen Maulwurf, ja?“, fährt er mit ruhiger Stimme fort. „In deiner Klasse?“

„Mhm“, antworte ich und tue so, als ob ich einen sehr vollen Mund hätte.

„Schon wieder? Und sogar in deiner Klasse? Da muss man doch mal härter durchgreifen!“ Kopfschüttelnd blickt meine Mutter in die Runde.

„Kanntest du das Mädchen näher?“, fragt Vater, und ich merke, wie alle Blicke erwartungsvoll auf mich gerichtet sind.

„Nein, wir hatten nur in der Schule Kontakt“, sage ich bedacht ruhig, und obwohl das die Wahrheit ist, fühlt es sich so an, als ob ich lüge. Hoffentlich kriegt keiner etwas aus Kai heraus, und er hält so lange stand, bis es vergessen ist.

„Warst du deshalb nicht bei den Nachmittagsaktivitäten?“

Meine Gabel bleibt auf halbem Weg stehen. Scheiße, natürlich hat unser Leiter auch schon Bescheid gesagt.

„Mir ging es in der Schule nicht so gut. Hab irgendeinen abgelaufenen Schokoriegel im Verdacht“, erwidere ich und werfe einen kurzen, flehenden Blick in Richtung Chris. Er versteht die Aufforderung. Gott sei Dank.

„Oh ja, die Schokoriegel! Zu dumm, die sind schon *sehr* lange abgelaufen. Keine Ahnung, warum die noch hier herumlagen.“

„Chris!“, sagt meine Mutter vorwurfsvoll.

Die Sache ist gegessen, niemand fragt weiter nach, und kurze Zeit später bin ich auf dem Weg in mein Zimmer. Eine Hand hält mich unerwartet an meiner Schulter fest, als ich gerade in meine vier Wände abbiegen will.

„Levi, warte mal."

Chris dreht mich zu sich um und betrachtet forschend mein Gesicht. „Muss ich mir Sorgen machen? Wegen dem Mädchen?", fragt er.

„Nein, ich habe alles unter Kontrolle", zische ich zurück, wende mich ab und knalle die Tür hinter mir zu.

„Ja, gern geschehen übrigens!", ruft er mir nach, verschwindet dann aber.

Ich liege im Bett und starre an die Decke. Mein Handy vibriert neben mir. Ich nehme es in die Hand. Eine Nachricht von Kai.

Sorry.

Same. Hast du ihre Nummer gelöscht?

Ja.

2

Am nächsten Morgen wache ich auf. Der Alarm meines Weckers schreit nach Gemeinschaft und Motivation, um den neuen Tag, der vor mir liegt, so gut wie möglich zu nutzen. Ich schalte ihn aus.

Draußen ist es noch dunkel, weshalb ich den Lichtschalter links von mir betätige. Ich halte mir meine Hand vor das Gesicht und senke sie Stück für Stück, sodass das Licht scheinbar langsam mein Zimmer flutet. Zuerst die karge Deckenlampe, dann das Bett von Jule. Kurz darauf die Plakate und Schriften an der Wand und unser Kleiderschrank. Als ich bei meinen Füßen ankomme, gebe ich mir einen Ruck und hieve mich aus dem Bett.

„Levi! Ich will noch schlafen!" Jule wälzt sich hörbar empört in ihrem Bett herum.

Ich schmunzele und öffne mit Schwung den Schrank, worauf unsere sparsame Ansammlung an Kleidung zum Vorschein tritt. Ich suche mir meine Schuluniform heraus und streife sie über. Für Jule greife ich nach einem leicht rötlichen Kleid und einer Strumpfhose.

„Jule, steh auf, ich habe dir dein Lieblingsoutfit herausgelegt", sage ich in ihre Richtung gewandt.

Augenblicklich ist meine Schwester neben mir und nimmt mir das Kleiderbündel aus der Hand. Nach ihrem gequäkten „Dankeschön" schlurfe ich hinaus auf den Flur. Aus dem Zimmer meines Bruders genau gegenüber höre ich gedämpfte Geräusche, auch er scheint schon wach zu sein. Ich setze meinen Weg fort und steuere auf die Gemeinschaftsküche zu.

„Ah, guten Morgen, Levi!", begrüßt mich Herr Bruckner, der sich gerade ein Butterbrot schmiert.

„Guten Morgen", grüße ich sowohl ihn, als auch meine Eltern, die beide am Frühstückstisch sitzen, zurück.

Ich tapse zum Kühlschrank und schenke mir ein Glas Wasser ein, während Herr Bruckner uns noch einen schönen Tag wünscht und in seine, mit der Küche verbundene Wohnung verschwindet. Das Radio läuft schleppend vor sich in, als mein älterer Bruder Chris zusammen mit Jule den Raum betritt.

„Na, Guten Morgen ihr beiden!"

Meine Mutter lächelt ihnen zu und streichelt Jule über den Kopf, als diese sich ein Haferflockenmüsli in eine Schüssel gibt.

„Morgen. Ich habe gestern Abend ganz vergessen zu fragen, ob der Brief schon per Post gekommen ist", fragt Chris in den Raum.

„Nein, aber er müsste in den nächsten Tagen bestimmt kommen. Mach dir keine Sorgen“, antwortet unsere Mutter. „Magnus und ich nehmen heute das Auto. Es wird wahrscheinlich auch etwas später werden, aber zum Abendessen schaffen wir es natürlich.“

„Ja, viel zu tun“, brummt mein Vater zustimmend. „Und Chris, das Angebot mit dem Platz in der Firma steht immer noch. Falls du es dir nochmal überlegen willst.“

„Mhm“, erwidert Chris sichtlich überzeugt.

Ich übernehme den Platz, an dem Herr Bruckner vorhin stand, und mache mich ebenfalls daran, ein Butterbrot zu schmieren und mit einem Getränk für die Schule einzupacken. Danach husche ich noch schnell ins Badezimmer und verlasse ein paar Minuten später die Wohnung.

Chris hat sich bereiterklärt, mit Jule zur Schule zu laufen, weshalb ich mich schon einmal auf den Weg mache. Meine Eltern steigen in unser kleines Auto und nehmen Herr Bruckner auf der Rückbank mit, da er in derselben Fabrik wie sie arbeitet. Ich winke kurz und laufe dann zügig weiter.

Graue Wohnblocks recken sich in den Himmel und lassen vereinzelte Sonnenstrahlen hindurchbrechen. Familien mit jüngeren oder schon älteren Kindern machen sich auf ihren jeweiligen Weg zur Arbeit oder zur Schule. Ich überquere den großen Platz, benannt nach Volker von Schaffhausen, mit dem ovalförmigen Brunnen und seiner oben aufgesetzten Statue, die jeden Morgen mit ihrem Arm Richtung Osten zeigt. Ich blinzele kurz zwischen meinen blonden Haaren zu dem schon etwas verrostetem Herrn hinauf, als mein Handy vibriert. Obwohl ich mir schon denken kann, wessen Name mir gleich auf dem Bildschirm angezeigt wird, greife ich in meine Hosentasche.

„Bin gleich da“, antworte ich auf Kais Nachricht und biege wahrheitsgetreu in die Straße meiner Schule ab.

Kai steht an einen Poller gelehnt und drückt gelangweilt auf seinem Handy herum. Ich nicke kurz zur Begrüßung, während Kai den Kopf hebt, mich schnell angrinst und dann wieder den Blick senkt.

„Na, wie läuft’s mit dem freiwilligen sozialen Jahr für Chris? Oder schleppt dein Vater ihn doch noch in die Firma?“

„Denk nicht. Die Zusage soll in den nächsten Tagen kommen. Gehen wir rein?“

Die laute Menge umschlingt uns, während wir auf dem Weg in die Aula sind. Bekannte Gesichter grüßen und Unbekannte rauschen einfach an einem vorbei. Die Morgenzeremonie verläuft ohne Komplikationen. Hinsetzten, zuhören, aufstehen, gehen.

Um Punkt acht trudeln meine Klassenkameraden auf ihre jeweiligen Plätze. Die Lehrerin startet mit dem Unterricht. Sie beginnt, von gesellschaftlichen Strukturen zu erzählen und wird nur stellenweise von einem Husten oder lautem Gähnen unterbrochen. Die Stunde vergeht wie im Flug, die üblichen Schüler geben ihre Antworten und bekommen entsprechende Rückmeldungen.

„Wo ist denn *die Emilia*?“, nuschele ich in Kais Richtung.

Er lächelt verlegen, räuspert sich und fährt mit ruhiger Stimme fort: „Krank, glaub ich. Haben in letzter Zeit weniger geschrieben.“ Er zuckt mit den Schultern, aber führt es nicht weiter aus, auch nachdem ich ihn mit einem fragenden Blick dazu auffordere.

Es klingelt zum Ende der Stunde und die Hausaufgaben gehen durch, Tische knarren und Schuhe trampeln. In der Pause geht es um das Übliche: der Jugendtreff, die soziale Arbeit, die möglichen Firmen, in die ein paar einsteigen wollen, und schon beginnt die dritte Stunde. Wir sind gerade dabei, eine Textaufgabe zu besprechen, als es energisch an der Tür klopft.

„Herein“, ruft unser Mathelehrer Herr Roder bestimmt.

Die Tür geht langsam auf, und Emilia kommt herein getrottet, den Blick gesenkt. Ich merke, wie sich Kai neben mir ruckartig aufrichtet und muss schmunzeln.

„Emilia, warum bist du zu spät und was hast du denn an …“

Weiter kommt unser Lehrer nicht, denn der Rektor schiebt sich in dem Moment in unser Klassenzimmer. Mit großen Schritten schreitet er nach vorne, mit Emilia im Schlepptau, wo

Herr Roder bereits Platz macht und sich zurückzieht. Meine Klasse ist totenstill, und mir fällt nun ebenfalls Emilias Kleidung auf. Sie trägt nicht unsere graue Schuluniform, sondern einen bunt flatternden Rock mit schwarzem Oberteil und einigen Accessoires, die ich nur aus dem Internet kenne.

Vorne angekommen murmelt der Direktor ein unfreundliches „Guten Morgen“ und fährt dann mit der üblichen Lehre über die Gefahr aus der eigenen Mitte fort. Emilia wirkt wie ein verkümmerter Farbtupfen. So sieht also ein Maulwurf aus.

Kais ausdruckslose Mimik hält nicht mehr stand, und ich merke, wie seine Züge langsam zu schwächeln anfangen. Noch bevor ich irgendetwas zu ihm sagen kann, springt er auf und läuft zielstrebig Richtung Tür. Herr Roder blickt verwundert auf, und ich murmele irgendetwas von Magen-Darm und sprinte hinter Kai her, ohne dabei in Richtung des Rektors oder Emilia zu schauen.

In den Gängen ist es ruhig, und nur ein allgemeines Murmeln dringt durch die geschlossenen Türen, als ich Kais hallenden Schritten bis zur Toilette nachlaufe. Ich öffne ein paar Sekunden nach ihm die quietschende Tür und schlüpfe in den kleinen Vorraum. Mein bester Freund lehnt an der gekachelten Wand gegenüber von dem rechteckigen Waschbecken und dem gleichförmigen Spiegel. Ich stelle mich ein paar Meter neben ihn und schaue auf den Boden. Niemand sagt etwas.

Zögernd hebe ich den Kopf und betrachte Kai. Er hat den Blick gesenkt, und seine Stirn beherbergt nun eine tiefe Denkfalte. Die Hände hat er in den Hosentaschen vergraben.

„So ein Mist“, ruft er plötzlich, holt tief Luft und prustet sie laut hörbar wieder aus, dann blickt er zu mir. „Ich habe mich komplett getäuscht. So idiotisch! Wenn das rauskommt, bin ich am Arsch. Du darfst niemandem davon erzählen, ja?“

„Wieso? Sie sah doch ganz süß aus.“

Kai packt mich an den Schultern und drückt seine Fingernägel in meine Schulter, bevor er mit eiserner Stimme zischt: „Levi, das ist nicht lustig. Kein Wort zu niemandem! Du weißt, was sonst passiert.“

Mit den Worten lässt er mich los und verschwindet aus der Tür. Nachdem ich kurz durchatme, folge ich ihm zurück ins Klassenzimmer. Der Unterricht wurde bereits fortgesetzt, und nur Emilias leerer Platz deutet auf eine Veränderung hin.

Nach einem langen Schultag verabschiede ich mich von Kai und laufe nach Hause. Er scheint immer noch verwirrt von der Erkenntnis, hat sich ansonsten aber im Griff. Ich beschließe, den Jugendtreff mit anschließendem freiwilligem Dienst ausfallen zu lassen und schreibe irgendeine gebastelte Entschuldigung in die entsprechende WhatsApp-Gruppe. Ich weiß genau, dass mich morgen unser Leiter daraufhin ansprechen wird, doch darüber, beschließe ich, zerbreche ich mir erst später den Kopf.

Bis zum Abendessen vermeide ich jeglichen Kontakt zu meiner Familie, allerdings lässt sich die tägliche gemeinsame Abendrunde nicht umgehen. Zum Abendbrot versammeln sich alle am Küchentisch.

„Wie war euer Tag? Bei Magnus und mir war es sehr anstrengend in der Firma. Herr Bruckner scheint auch komplett fertig, jedenfalls kann er heute nicht mit uns essen“, berichtet meine Mutter, während sie sich ein Brot mit Salamischeiben bestückt.

Jule und Chris erzählen von ihren Erlebnissen, bevor mein Vater fragt: „Levi, ich habe gehört, dass es in deiner Klasse einen Maulwurf gab, der heute entlarvt wurde.“

„Mhm. Ein Mädchen“, murmele ich zwischen zwei Bissen.

„Kanntest du sie näher?“, hakt mein Vater nach.

„Nein, wir hatten nur in der Schule Kontakt“, sage ich und muss dabei unvermittelt an Kai denken. Hoffentlich hält er stand, wenigstens so lange, bis es vergessen ist.

Der weitere Abend verläuft ruhig, und ich begebe mich relativ früh in mein Zimmer. In meinem Bett liegend, starre ich an die Decke. Mein Handy vibriert neben mir und ich entsperre es. Kai hat geschrieben.

Bin immer noch durcheinander.

Das wird. Hast du ihre Nummer gelöscht?

Ja.

3

Am nächsten Morgen wache ich auf. Der Alarm meines Weckers schrillt laut und unangenehm in mein Ohr. Ich schalte ihn aus.

Draußen ist es noch dunkel, weshalb ich widerwillig den Lichtschalter neben mir drücke. Ich halte mir meine Hand vor das Gesicht und senke sie Stück für Stück, sodass das Licht scheinbar langsam mein Zimmer flutet. Zuerst die LEDs an der Decke, dann mein unordentlicher Schreibtisch unter dem langgezogenen Fenster. Kurz darauf folgen meine Poster und Graffitis an den Wänden und mein Kleiderschrank. Als ich bei meinen Füßen ankomme, gebe ich mir einen Ruck und hieve mich aus dem Bett.

Mit Schwung öffne ich meine Schranktür, worauf eine Pracht an Kleidung in Erscheinung tritt. Ich suche mir eine Jeans und einen blauen Hoodie heraus und streife sie über. Langsam tapse ich aus meinen vier Wänden hinaus auf den Flur. Plötzlich wird die Tür zum Zimmer meines Bruders aufgerissen, und Chris ist mit einem Satz bei mir und nimmt mich in den Schwitzkasten.

„Na, kleiner Bruder, gut geschlafen?“, fragt er schelmisch und wuschelt mir durch die Haare.

„Chris, du Arsch! Lass mich los, man! Es ist noch nicht mal sieben Uhr!“, presse ich hervor und versuche, mich aus seinem Griff zu winden.

„Noch immer kein Morgenmensch, was? Komm, vielleicht legt sich das mit einem frischen Pancake“, erwidert Chris, lockert seinen Griff und läuft mit einem Arm um meine Schulter in die Küche.

„Hey, ihr beiden“, grüßt uns Mama vom Herd aus, während Jule verschlafen vom Küchentisch aus winkt. „Würde einer von euch übernehmen? Dann kann ich mich schon einmal fertig machen“

„Klar“, antwortet Chris und stellt sich an die Pfanne, um eine Portion Pancake-Teig in sie zu geben. Ich schlurfe zum Kühlschrank und schenke mir ein Glas Wasser ein.

„Bleibt Papa heute hier?“, frage ich und schnappe mir den frischen Pancake, den Chris gerade zubereitet, mit einer Gabel.

„Ja, der macht heute Home-Office, aber ich habe um acht schon einen Termin, weshalb ich jetzt lossollte“, entgegnet Mama und wirft uns allen einen Luftkuss zu, bevor sie aus der Haustür verschwindet.

„Hey, warte! Ich wollte noch fragen, ob der Brief schon angekommen ist!“, ruft mein Bruder ihr hinterher, doch sie scheint ihn nicht mehr zu hören.

„Wieso fragst du überhaupt? Du wirst doch eh nicht angenommen“, kommentiere ich beiläufig und weiche kurz darauf einem geworfenen Teigkrümel aus.

„Ich muss meinen Bus bekommen, bis dann“, verabschiede ich mich grinsend.

„Ich habe aber noch Teig übrig“, sagt Chris, worauf Jules Hand rasend nach oben schnellt.

„Ich will noch welche!“.

Ich gehe ins Badezimmer, um ein paar Minuten später das Haus zu verlassen. Papa läuft mir kurz über den Weg, und ich wünsche ihm einen schönen Tag, bevor ich zielstrebig zur Bushaltestelle gehe. Mit Kopfhörern auf schlüpfe ich durch die Türen der Linie 5 und ergattere einen

Sitzplatz am Fenster. Der Bus ist voll von Schülern unterschiedlichen Alters, die hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt sind und verschlafen dreinschauen.

Ich lehne den Kopf an die Fensterscheibe und betrachte durch meine blonden Haare die vorbeiziehende, vertraute Gegend, während die Musik in meinen Ohren wummert. Der große Platz, benannt nach Volker von Schaffhausen, beherbergt, wie jeden Morgen, den ovalförmigen Brunnen mit seiner Statue oben aufgesetzt. Tauben sitzen auf dem Kopf des fast schon nicht mehr identifizierbaren Mannes, der mit der Zeit schon einiges davongetragen hat. Mein Handy vibriert, und ich entsperre es, um auf Kais Textnachricht zu antworten.

„Im Bus, gleich da“, tippe ich, bevor ich auf den Stoppknopf drücke und mich langsam von meinem Sitz erhebe.

Kai steht seitlich neben dem Hauptgebäude und drückt in unregelmäßigen Abständen auf sein Smartphone. Als er mich entdeckt, grinst er und hält den Bildschirm direkt vor meine Nase.

„Kennst du das schon? *Der* neueste Scheiß, ich sag‘s dir“, kommentiert er zu einem Minigame auf seinem Screen.

Ich verdrehe nur die Augen und nehme meine Kopfhörer ab. „Wir reden weiter, wenn du deinen Musikgeschmack endlich überdenkst“, erwidere ich und deute wiederum auf meinen Bildschirm, wo mein derzeitiger Song angezeigt wird.

„Träum weiter!“

„Komm, lass uns reingehen.“

Wir werden von unterschiedlich großen und kleinen Massen umschlungen, während wir uns auf den Weg in unsere Klasse machen. Jeder trudelt langsam auf seinen Platz, und auch Kai wirft seinen Rucksack auf den Stuhl neben meinem.

„Ist dein Bruder schon angenommen worden? An dieser Super-Genie-Uni?“, fragt er.

„Nee, der Brief ist noch nicht angekommen, aber ich glaube, er hat gute Chancen, der Streber“, gebe ich grinsend zu und lege mein Tablet auf den Tisch.

Die Lehrerin startet mit dem Unterricht, und wir beginnen unterschiedliche Strukturen der Landtagswahlen zu besprechen, indem wir Gruppentische bilden und nach gewissen Zeitabständen im Uhrzeigersinn rotieren.

„Wo ist denn *die Emilia*?“, nuschele ich in Kais Richtung.

Er lächelt verlegen, räuspert sich und fährt mit entspannter Stimme fort: „Krank, glaub ich. Haben in letzter Zeit weniger geschrieben.“ Er zuckt mit den Schultern, aber führt es nicht weiter aus, auch nachdem ich ihn mit einem fragenden Blick dazu auffordere.

Es klingelt zum Ende des Unterrichts, und die Hausaufgaben gehen durch, Tische knarren und Schuhe trampeln. In der Pause geht es um das Übliche: die neuesten Trends, die besten Spiele zum Zocken, und schon beginnt die dritte Stunde. Wir sind gerade dabei, die Aufgaben zu besprechen, als es energisch an der Tür klopft.

„Herein“, ruft unser Mathelehrer Herr Roder bestimmt.

Die Tür geht langsam auf und unser Schulleiter betritt den Raum. „Guten Morgen, ich will gar nicht lange stören, allerdings gibt es eine Sache, die ich gerne in der Klasse ansprechen möchte.“

„Ähm, natürlich, bitte sehr“, sagt Herr Roder mit einer Geste in Richtung Pult.

Allgemeines Gemurmel macht sich in der Klasse breit, und verwirrte Gesichter wandern vom Rektor Langer zu Herrn Roder und wieder zurück.

„Ähm, also“, beginnt Herr Langer, nachdem er sich vorne platziert hat. „Es gab vor Kurzem einen antisemitischen Vorfall, wie ihr alle wahrscheinlich schon mitbekommen habt. Uns ist es wichtig zu betonen, dass jegliches rassistische Verhalten auf dieser Schule nicht zu dulden ist und daher entsprechende Maßnahmen getroffen werden.“

Der Blick des Schulleiters schweift zu dem einzig leeren Stuhl in der Klasse. Emilias Platz. Fuck. Ich schiele zu Kai hinüber und merke, wie es auch bei ihm langsam Klick macht.

„Sie sagen also, dass Emilia …“, fragt jemand aus der letzten Reihe.

Kais ausdruckslose Mimik hält nicht mehr stand, und ich merke, wie seine versteiften Gesichtszüge langsam nachgeben. Noch bevor ich irgendetwas zu ihm sagen kann, springt er auf und läuft zielstrebig Richtung Tür. Alle Anwesenden schauen verwundert erst zu Kai und dann zu mir, woraufhin ich nur mit den Schultern zucke und ihm hinterher sprinte.

In den Gängen ist es ruhig. Im Gegensatz zu meinem hämmernden Herz, als ich Kais hallenden Schritten bis zur Toilette nachlaufe. Ich öffne ein paar Sekunden nach ihm die quietschende Tür und schlüpfe in den kleinen Vorraum. Mein bester Freund lehnt an der gekachelten Wand gegenüber von dem rechteckigen Waschbecken und dem gleichförmigen Spiegel. Ich stelle mich ein paar Meter neben ihn und schaue auf den Boden. Niemand sagt etwas.

Zögernd hebe ich den Kopf und betrachte Kai, wie er leicht zitternd in die Ferne starrt und versucht, seinen Atem zu kontrollieren.

„Ey, das tut mir leid, wirklich. Was ein Scheiß“, unterbreche ich die Stille und warte auf eine Reaktion, doch Kai nickt nur abwesend. Ich mache einen Schritt auf ihn zu.

„Ich meine, du konntest das doch nicht wissen. Niemand hat das geahnt“, versuche ich weiter, auf ihn einzureden.

„Wie kann das sein? Was …“, stammelt Kai und sieht zu mir herüber. Seine dunkelbraunen Augen sind ein einziges Fragezeichen.

„Hey, hör mir zu!“ Ich stehe nun direkt vor ihm und lege meine Hände energisch auf seine Schultern. „Du kannst nichts dafür, und du wusstest nichts davon. Ich werde niemandem davon erzählen, versprochen“, rede ich Kai zu und versuche, dass sein Blick nicht wieder abdriftet. „Komm, das wird schon wieder“, spreche ich aufmunternd weiter und schiebe ihn langsam aus der Toilette heraus.

Niedergeschlagen machen wir uns auf den Weg zurück ins Klassenzimmer. Herr Roder sieht uns durch die offene Tür und kommt zügig auf uns zu. Unsere restlichen Klassenkameraden sind mit Arbeitsaufträgen beschäftigt, und Herr Langer scheint bereits gegangen zu sein. Unser Mathelehrer schaut besorgt zu Kai und dann fragend zu mir. Ich wiederum blicke zu Kai. Er schweigt.

„Wenn was ist Jungs, könnt ihr gerne zu mir kommen“, erklärt Herr Roder bedacht. „Die Sache geht uns alle was an.“ Er nickt knapp und weist uns wieder zurück ins Klassenzimmer.

Nach einem langen Schultag verabschiede ich mich von Kai und nehme den Bus nach Hause. Ich mache mir Sorgen um meinen besten Freund, beschließe allerdings, dass es besser ist, ihn erstmal in Ruhe nachdenken zu lassen. Während der Busfahrt sage ich für das heutige Badmintontraining ab und entscheide mich für einen entspannten Abend zu Hause.

In meinem Zimmer höre ich weiter Musik und versuche, währenddessen meine Hausaufgaben zu machen. Gegen Abend kommt Papa in mein Zimmer und fragt nach meinen Wünschen für eine Lieferung bei der Pizzeria. Ich bestelle Nummer 34, Pizza Funghi, und begebe mich in die Küche, nachdem es an der Tür geklingelt hat. Mit den großen Kartons sitzen dann Mama, Papa, Chris, Jule und ich am Küchentisch und essen schweigend unsere Pizzen. Jule beginnt, von ihrem Tag zu quatschen, und wir hören zu, geben zwischendrin Kommentare ab oder berichten von unseren jeweiligen Ereignissen. Die Küche füllt sich mit einem angenehmen Pizzaduft und aus der Bluetooth-Box klingt eine Playlist mit instrumentalen Liedern.

„Es hat sich herausgestellt, wer für diesen rechtsextremistischen Vorfall verantwortlich ist“, beginne ich unwillkürlich. Eine Pause entsteht.

„Es war ein Mädchen aus meiner Klasse.“ Ich schlucke mein letztes Pizzastück herunter und warte auf Reaktionen.

„Das tut mir leid, Levi“, räuspert sich Papa.

„Scheiße“, sagt Chris und wird augenblicklich von Jule wegen seiner Ausdrucksweise böse angeschaut.

„Willst du darüber reden, Schatz?“, fragt Mama besorgt.

Ich zögere kurz. „Nein, gerade nicht, aber könnte ich von deinen Nudeln mal probieren?“

Mama betrachtet mich noch einmal prüfend, dann lächelt sie und schiebt mir ihren Teller hin.

Nachdem wir zusammen die Küche aufgeräumt haben, gehe ich wieder zurück in mein Zimmer und schließe die Tür. Kurzerhand werfe ich mich aufs Bett und lege mich mit meinem Handy auf die Seite. Nach ein paar Minuten auf YouTube, entscheide ich mich dazu, Kai zu schreiben.

Alles okay? Hast du mit deiner Family gesprochen?

Nein. Pack das gerade nicht.

Same, wir können ja erstmal nochmal sprechen.

Ja, morgen.

Perfekt, bis morgen.

Juliane Dehnhard

EIN TRAUM

Clara ist ein Mädchen von sieben Jahren. Heute übernachtet sie bei ihrer Freundin Milly. Alles ist noch ein wenig fremd und ungewohnt, da dies ihre erste Übernachtung ist. Clara mummelt sich in ihre Decke ein.

„Ich will zu meiner Familie, ich will zu meiner Familie …“, jammert sie innerlich.

Da öffnet sich die Tür und Millys Mutter steht im Türrahmen. „Nun macht mal das Licht aus und schlaft. Es ist schon spät genug. Und du?“ Sie geht ein paar Schritte auf Clara zu. „Geht es dir gut? Hast du alles, damit du gut schlafen kannst?“

„J …“ Clara zögert. „Ja. Ich bräuchte aber etwas zu trinken.“

Millys Mutter bewegt sich wieder Richtung Tür. „Alles klar. Kein Problem. Ich gehe dir kurz ein Glas Wasser holen.“

„Dankeschön“, sagt Clara leise.

Ein paar Momente später kommt Millys Mutter wieder mit einem Glas Wasser und übergibt es Clara.

„Dankeschön“, sagt sie erneut.

„Bitte, und jetzt gute Nacht!“

„Gute Nacht!“, murmelt Clara und tastet nach dem Lichtschalter. „Milly?“, flüstert sie. „Schläfst du schon?“

Keine Antwort.

Dann schläft sie wohl schon, denkt sich Clara. So ist sie nun allein mit ihren Gedanken, ihrem Heimweh. Sie denkt an ihre Familie, ihre Eltern, ihren Bruder, und mit diesen Gedanken schläft sie schließlich ein. Mit jedem Atemzug wird sie ruhiger und schläft tiefer und tiefer …

Und plötzlich wacht sie auf. Sie ist schlagartig hellwach. Und sie ist ganz woanders! Clara liegt nicht mehr neben Milly und auch nicht in Millys Zimmer, sondern in ihrem eigenen Zimmer. Sie hört ihren viereinhalbjährigen Bruder Simon, mit dem sie sich das Zimmer teilt, auf der anderen Seite des Zimmers kreischen.

Nach ein paar Augenblicken versteht Clara, warum ihr Bruder so brüllt. Gewehrschüsse, sie hört Gewehrschüsse! Da stürmt ihre Mutter Sofia ins Zimmer, und die Panik ist ihr ins Gesicht geschrieben.

„Ab in den Keller mit euch! Jetzt!“, schreit Sofia schnaufend. „Zieht euch was über und Schuhe an und macht ja kein Licht! Schnell!“

Daraufhin springen Clara und Simon aus ihren Betten und tun, was ihre Mutter ihnen aufgetragen hat. Clara wirft sich eine Wolljacke über und schlüpft in ihre Hausschuhe. Simon rutscht in seine Gummistiefel, und Clara hilft ihm mit seiner Jacke.

„Clara, was passiert hier?!“, jammert Simon.

„Ich weiß es nicht, Simon, ich weiß es nicht. Aber wir schaffen das! Jetzt nimm meine Hand und komm!“, versucht Clara ihren Bruder zu beruhigen und hält ihm die Hand hin.

Simon greift nach ihrer Hand, und zusammen eilen sie Richtung Haustür. Dort treffen sie auf ihre Mutter, die hastig versucht, die Tür aufzuschließen. Zügig gehen sie die Treppe hinunter. Als sie im Keller ankommen, sind alle Nachbarn des Hauses dort schon versammelt. Doch plötzlich merkt Clara, dass einer fehlt: ihr Bruder!

„Mama, Mama, wo ist Simon? Ich find ihn nicht! Wo kann er sein? Was, wenn ihm etwas zugestoßen ist?“, fragt sie. Sie klingt hilflos und aufgeschmissen.

Auf einmal steht Simon neben ihnen. Clara bekommt weiche Knie vor Erleichterung.

„Oh, da bist du ja! Hast du uns einen Schrecken eingejagt …“, seufzt sie erleichtert.

Froh, sich zu haben, setzen sich die drei auf den Boden. Plötzlich öffnet sich die Tür, und vier furchteinflößende Männer kommen in den Raum.

„Ey, ihr da!“, ruft einer der vier Männer, während ein anderer auf Clara, Simon und Sofia zeigt.

Mit einer Handbewegung winkt der dritte Mann die drei zu sich.

„Mitkommen!“, ruft der vierte.

Clara, Simon und Sofia gehorchen und folgen ihnen aus dem Raum in den Kellerflur. Dort werden sie in eine Ecke gedrängt. Clara merkt, wie ihr das Herz bis zum Hals schlägt und ihr Atem stockt, als sie sieht, wie einer der Männer ein Gewehr zieht und auf sie zielt. Clara glaubt, gleich umzufallen. Sie versucht zu schreien, doch sie kriegt kein Ton heraus. Doch wer den Schrei laut und deutlich hört, ist Milly, die neben Clara im Bett liegt. Hellwach.

„Clara, was ist mit dir? Alles okay? Warum schreist du denn so?“, fragt Milly sanft und beängstigt zugleich.

Clara wacht auf. Im ersten Moment ist sie sehr verwirrt. „Was war das?“, denkt sie sich.

Nach und nach versteht sie: „Es war nur ein Traum.“

Sophie Galler

LC-23-7-X

Kalter grauer Betonboden, nackte Steinwände, ein dunkler Fleck auf dem Boden. Blut? Etwa meines? Das sind die ersten Gedanken, die mir in den Kopf kommen, als ich die Augen aufschlage.

Wo bin ich? Ich schaffe es kaum, den Kopf zu drehen, so weh tut alles. Ich liege auf der Seite, meine rechte Wange berührt den eiskalten Boden. Ich versuche, mich aufzurichten, doch meine Arme und Beine scheinen aus Gummi zu bestehen, immer wieder lande ich auf dem harten Boden.

Schließlich rolle ich mich zur Wand und lehne mich an. Mein Herz rast. Wie bin ich hierhergekommen? Endlich zucken Erinnerungen durch mein Gehirn, wie kleine Lichtblitze: Ein hell erleuchtetes Haus. Blinkende Discolichter. Das lachende Gesicht meiner Freundin Jeanette. Ein grün-violett kariertes Sofa. Ein Klo? Und eine dunkle hölzerne Flügeltür.

Es ist wie ein Puzzle, bei dem Teile fehlen. Sehr viele Teile. Ich schließe die Augen und bekomme gar nicht richtig mit, wie ich erneut wegdämmere.

„Jetzt komm doch endlich! Das wird super!“

Jeanettes Augen blitzten, als sie mich die letzten Meter zur Villa Corleone zog. Dort fand nämlich „die Party des Jahrzehnts“ statt, wenn man meinen Klassenkameraden glaubte.

Ich ging eigentlich nur wegen Jeanette mit, da sie meine einzige Freundin war. Oder zumindest die, die diesem Begriff am Nächsten kam. Manchmal kam es mir so vor, als sei sie neben meinen Eltern die Einzige, die überhaupt wusste, dass ich existierte. Ich war einfach unscheinbar. Ich war ungern unter Leuten und sprach so gut wie gar nicht mit anderen. Meistens saß ich bloß herum und steckte die Nase in ein Buch. Warum Jeanette sich trotzdem mit mir abgab? Keine Ahnung, aber ich rechnete es ihr hoch an.

Ich war so in Gedanken gewesen, dass ich gar nicht gemerkt hatte, wie nah wir der Villa schon waren. Die Villa Corleone war gigantisch. Ich zählte fünf Stockwerke plus einen weitläufigen Garten mit zwei Pools und einem Tennisplatz. Das Gelände war umgeben von einem hohen Zaum mit einem monströsen Tor, das wir nun passierten.

Überall tummelten sich Leute, und aus mannshohen Boxen dröhnte Musik. Viel zu laute Musik. Ich widerstand dem Drang, mir die Hände auf die Ohren zu pressen und sah mich weiter um. Überall standen Scheinwerfer, die Haus und Garten in allen Farben des Regenbogens erleuchteten.

„Lass uns reingehen!“, rief Jeanette in mein Ohr.

Mit einem erleichterten Nicken stimmte ich zu. Vielleicht ging es drinnen ja weniger wild zu.

Als ich die Augen erneut aufschlage, fühle ich mich schon besser. Nur in meinem Kopf pocht es noch schmerzhaft. Langsam kommen die Erinnerungen zurück. Ich war also auf dieser Party. Doch was hat sich dort ereignet? Wieso bin ich hier? Ich kann mich beim besten Willen nicht entsinnen.

Ich krieche zur Tür und rüttle daran. Sie bewegt sich keinen Millimeter. Ich bin eingeschlossen! Verdammt noch mal!

Ich poche mit dem Fingerknöchel gegen die Wand. Massiver Beton, um Hilfe rufen kann ich mir eigentlich sparen. Natürlich versuche ich es trotzdem; was soll ich auch sonst tun? Doch meinem Mund entweicht nur ein Krächzen. Ich schließe die Augen. Probiere, den Kopfschmerz zu ignorieren. Presse die Finger gegen die Schläfen und versuche krampfhaft, mich zu erinnern.

Viel zu laut. Immer noch. In der riesigen Eingangshalle der Villa Corleone spielte eine Band. Mann ey! Die folterten ihre Instrumente ja, als gäbe es kein Morgen! Jeanette sah mein schmerzverzerrtes Gesicht und nickte mitfühlend.

„Ich weiß. Da müssen wir jetzt halt durch. Stürzen wir uns ins Getümmel!“

Dann war sie weg. Ich schüttelte entschieden den Kopf. Einen Teufel würde ich tun! Diese Party war einfach furchtbar.

Eine Weile irrte ich planlos herum, dann entdeckte ich dieses Sofa. In der hintersten Ecke der Halle stand es, halb versteckt hinter einer imposanten Marmortreppe. Es war recht abgewetzt und grün-violett kariert. Kein Wunder, dass es so gut versteckt war. Aber im Moment kam es mir zugute, dass das hässliche Teil überhaupt hier stand. Ich ließ mich darauf fallen und holte den 730-Seiten-Wälzer aus meiner Umhängetasche. Die Ausleihfrist war sowieso schon um zwei Tage überschritten. Ich versuchte, den Partylärm auszublenden und vertiefte mich ins Buch.

Kaum fünf Minuten mochte ich so gesessen haben, als eine Stimme mich hochfahren ließ. Laut und charismatisch. Warm und freundlich. Es war die Stimme von Leonardo Corleone.

Leonardo Corleone also. Erst neunzehn und Alleinerbe des Corleone-Juwelenimperiums. Gianni und Tessa, seine Eltern, hatten keinen gewöhnlichen Schmuck gemacht, sie hatten Autos und sogar ganze Häuser aus Juwelen geschaffen – bis sie vor einem Jahr auf mysteriöse Weise umgekommen waren. Sie waren auf dem Weg zu einer Presseveranstaltung gewesen, stiegen wie gewohnt in ihre weiße Limousine, doch als ihr Chauffeur ihnen die Tür zum Aussteigen öffnete, waren sie tot. Bis heute wusste man nicht, wie genau sie umgekommen waren. Wahrscheinlich durch eine Vergiftung.

Der Fahrer Hagen Clausen hatte laut seiner Aussage nichts bemerkt, was ihn sofort verdächtig machte. Auch Leonardo war kurz in Verdacht geraten, doch seine Bestürzung und vor allem die Tränen in seinen Augen hatten doch sehr echt gewirkt. Da tröstete es ihn sicher, dass er für den Rest seines Lebens nicht mehr arbeiten musste, so viel Geld hatten seine Eltern angesammelt. Stattdessen gab er hin und wieder Partys und spendete für soziale Zwecke.

Auf eben so einer Party war ich gewesen und hatte anscheinend die ganze Zeit nur mein Buch ... – Wo steckte es überhaupt? Hektisch suchen meine Augen den funzelig beleuchteten Raum ab, doch ich kann weder das Buch noch meine Umhängetasche mit Handy und Portemonnaie entdecken.

Ich schüttle verzweifelt den Kopf, als mir Tränen in die Augen schießen. Normalerweise flenne ich nicht gleich los, aber es scheint so unglaublich aussichtslos.

„Hallo und herzlich willkommen! Ich denke, ich muss mich nicht vorstellen. Und ich denke, ihr wisst alle, was an jenem 23. Juli, meinem Geburtstag, passiert ist. Ich habe meine Eltern sehr geliebt, es war einfach eine Katastrophe. Doch ich bin an dieser Katastrophe gewachsen, habe Dinge getan, um wieder fröhlich zu werden, und jetzt tue ich Dinge, damit auch ihr fröhlich seid. Also: Viel Spaß!“

Alle applaudierten, auch ich spendete ein wenig Beifall. Leonardo Corleone konnte die Leute in seinen Bann ziehen und zwar unglaublich gut. Die Rede war kein Meisterwerk gewesen, jedoch hatte der Typ etwas Lässiges, Kumpelhaftes.

Er strich sich die schwarzen Locken aus dem Gesicht und meinte fröhlich: „Dann mische ich mich mal unters Volk!“

Er lachte lauthals über seinen Witz, auch viele andere lachten mit. Ich nicht. Ich heckte schon mal einen Plan aus, wie ich möglichst schnell von dieser verdammten Party wegkam.

Meine Hand zittert unkontrolliert, und meine Zähne schlagen aufeinander. Es ist verdammt kalt hier, und obwohl der Raum nicht mal besonders klein ist, kommt sie wieder. Diese blöde

Platzangst. Schon auf der Party, zwischen so vielen Leuten, habe ich mich eingeengt gefühlt, doch das hier übertrifft jede Panikattacke, die ich bisher hatte.

Ich sinke zu Boden und umschlinge meinen zitternden Körper mit beiden Armen. Eiskalt ist der Boden. Der dunkle Fleck verströmt einen metallischen Geruch. Metall. Metall. Metall ...

Eine kleine silberne Metalldose. Woher kenne ich die nur? Plötzlich fällt es mir ein. Ich ziehe meine Jacke aus und beginne zu suchen.

„Kaya! Da bist du ja!“ Jeanettes Lächeln, als sie mich entdeckte, war riesengroß. „Die da drüben haben was zum Trinken gefunden. Kommst du mit?“

„Du weißt doch, dass ich nicht mehr trinke“, zögerte ich.

„Jetzt hab' dich nicht so, wir sind hier, um uns zu amüsieren!“

„Tu ich aber nicht“, murmelte ich in mich hinein, ganz leise.

Jeanette hatte es trotzdem gehört. Sie war Meisterin darin. Ihre hellbraunen Augen waren sehr ernst, ihre Hand lag auf meiner.

„Das weiß ich doch. Ich werd‘s wohl kaum ändern können – aber wenn du dich ein wenig überwindest, könntest du, könnten wir ja mal ein winziges bisschen dazugehören.“

Kein Vorwurf in ihrer Stimme, nur Verständnis. Sie wirkte in solchen Momenten ein wenig wie meine Mutter. Irgendwie hatte sie ja recht. Ich nickte bloß, und sie drehte sich freudig um und bahnte sich einen Weg zurück durch die Menge. Ihre kupferfarbenen Haare glänzten im Licht.

Meine eigenen Haare waren dunkler und hingen meist strähnig wie ein Schleier vor meinem Gesicht. Aber heute trug ich sie zu einem Zopf gebunden, um nicht ganz so sehr die Außenseiterin zu sein, die ich war. Ich strich einige lose Strähnen hinter mein Ohr und lief dann schnell hinter Jeanette her, um sie im Gedränge nicht zu verlieren.

Das Gelage war schon in vollem Gange. Eine Flasche mit irgendwas Hochprozentigem ging am Stehtisch herum. Als Jeanette die Gruppe gewinnend anlächelte, machten sie uns eine Lücke frei. Wir quetschten uns mit an den Stehtisch und ließen uns einschenken.

Ich nippte an dem Glas. Oh, verdammt, das haute rein! Mit Mühe kippte ich das Getränk runter, doch sofort wurde mir das Glas entrissen und nachgeschenkt. Mit verzerrtem Lächeln nahm ich das Glas wieder entgegen. Jeanettes Lächeln war echt. Ich sah sie von der Seite an, sie strahlte fröhlich in die Runde. Wie viel Spaß sie hatte. Wie gut sie hierher passte. Wie viel Spaß ich haben könnte. Wenn ich so wäre wie sie.

Sie war bereits beim dritten Drink. Wie in Trance hob auch ich das Glas an die Lippen und trank. Das war nicht schlau gewesen. Mein Magen rebellierte. ich spürte, wie die Pommes aus der Schulkantine in meinem Bauch Karussell fuhren. Ich wankte durch die Menge. Ich musste raus hier!

Vollkommen orientierungslos tappte ich mal hierhin, mal dorthin, bis ich mir den Kopf stieß. Ich war mit einem Mann zusammengestoßen. Er maß vielleicht einen Meter fünfundsechzig, also war er kaum größer als ich. Er hatte kurz rasierte hellblonde Haare, trug einen schwarzen Anzug und hatte stechende Augen. Fast erwartete ich, dass er im nächsten Moment eine Pistole ziehen und auf mich richten würde.

Ein wenig eingeschüchtert stammelte ich: „Wissen Sie vielleicht, wo die Tür oder das Klo ... Bitte! Schnell!“

Sein ausgestreckter Arm wies auf einen Durchgang rechts von mir. Verdammt, da war ein riesiges Schild angebracht, das verkündete: „Zu den Toiletten“. Wie peinlich. Schnell machte ich mich auf den Weg zu den Klos. Die wurden heute wohl nicht oft benutzt. Keine einzige Kabine war besetzt. Glück für mich. Ich riss die nächstbeste Tür auf und stürzte hinein.

Verdammter Drink. Es ist fast, als spüre ich den bitteren Geschmack immer noch im Mund, als meine Finger in der Innentasche meiner Jacke endlich auf etwas Kleines, Hartes stoßen. Das Döschen ist noch da!

Ich öffne es und starre den Inhalt mit einer Mischung aus Verzweiflung, Erleichterung und Ekel an. Drei Zigaretten und ein Feuerzeug mit dem verblichenen Abbild von Snoopy. Ich habe mir geschworen, nie wieder zu rauchen. Ich hätte doch nie damit angefangen, wäre Mama noch da. War sie aber nicht.

Zweieinhalb Jahre war es her. Ich war gerade vierzehn geworden, da war Mama gegangen. Ohne ein einziges Wort. Hatte jeglichen Kontakt abgebrochen. Klar, ich hatte mitbekommen, wie Papa jähzornig auf sie eingeprügelt hatte, wenn ihm was nicht recht gewesen war. Trotzdem war damals meine Welt aus den Fugen geraten, und in mir war eine Sicherung durchgebrannt. Vor allem, nachdem Papa an diesem Abend unsere halbe Einrichtung geschrottet hatte und dabei wie besessen herumgebrüllt hatte, dass ich doch schuld an allem sei.

Anderthalb Jahre später hatte ich Jeanette kennengelernt. Als sie von der Raucherei erfahren hatte, war sie erst fuchsteufelswild geworden und hatte dann angefangen zu weinen. Seitdem hatte ich es nicht mehr getan.

Aber Jeanette hatte sich verändert. Heute hätte sie wahrscheinlich mitgeraucht und sich gefreut, dass ich auch endlich erwachsen wurde.

Erst beim dritten Versuch gelingt es mir, die Zigarette anzuzünden. Tränen der Verzweiflung rinnen über meine Wangen, als ich daran ziehe.

Scheiße. Verdammte Scheiße. Ich lehnte an der Toilettentür und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Mir war speiübel. Es war, als hätte ich das Essen der letzten drei Tage ausgekotzt. Und so fühlte ich mich auch.

Ich hatte meinen Mund jetzt schon drei Mal ausgespült, doch der bittere Geschmack wollte einfach nicht verschwinden. Das machte mich wütend. Alles machte mich wütend. Diese Party, die mir den letzten Nerv raubte. Leonardo Corleone und sein Zahnpasta-Lächeln. Jeanette, die hier so entspannt mitfeiern konnte. Der kleine Agentenheini, der mich so kalt mit seinen schiefergrauen Augen angestarrt hatte. Und all diese fröhlich feiernden Partygäste, die mich nicht wahrnahmen. Einfach so.

Oder ich war bloß zu unscheinbar. Ich war das graue Mäuschen, meistens eher eine Art Gespenst, dessen Anwesenheit man kaum wahrnahm. Auch das machte mich wütend. Auf mich selbst. Und in diesem Moment fasste ich einen Entschluss. Ich wollte auffallen. Mal nicht das tun, was alle von mir erwarteten. Nämlich nichts. Ja, ich wollte mal etwas richtig Verbotenes machen. Weiter in die Villa Corleone hineingehen. Obwohl Schilder an allen möglichen Türen verkündeten: ***Kein Zutritt!***

Ich öffnete die Toilettentür, noch ein wenig wacklig auf den Beinen, und sah mich um. Der Gang war wie leergefegt. Ich ging, so schnell meine schwachen Beine es erlaubten, los. Weg vom Lärm und den Blitzlichtern. Weiter in die Villa Corleone hinein.

Ich steuerte auf eine der „verbotenen" Türen am Ende des Ganges zu und drückte aufgeregt die Klinke hinunter – doch es tat sich nichts. Die Tür war abgeschlossen. Mutlos sanken meine Schultern nach unten. Es war, als hätte man bei mir die Luft rausgelassen. Was hätte ich anderes erwarten sollen? Ich stützte mich mit einer Hand gegen die Wand. Mit einem Mal war ich wieder so schlapp. Nur ein einziges Mal hatte ich auffallen wollen. Nur dieses Mal.

Plötzlich ertasteten meine Finger etwas, das nicht dorthin gehörte. Auf der Tapete war ein Mischmasch aus Gold und Schwarz zu sehen, was es echt schwer machte, den Spalt auszumachen, doch er war da! Vorsichtig folgte mein rechter Zeigefinger der Rille, und ich machte ein Rechteck aus, kaum größer als ich selbst. War das etwa eine Tapetentür? Ich dachte, so etwas gäbe es nur in Büchern – wieder was dazugelernt.

Ich war auf einmal aufgeregt wie noch nie. Was man wohl hinter so einer Tapetentür verbarg? Irgendwie wollte ich es schon gerne wissen. Ich drückte leicht gegen die Tapetentür, doch nichts passierte, und ich drückte beherzter. Da schwang die Tür einen kleinen Spalt auf. Erschrocken machte ich einen Schritt zurück. Eigentlich hatte ich fast erwartet, dass man sie irgendwie verriegelt hatte. Dann wäre ich zwar enttäuscht gewesen, jedoch hätte ich einfach

zur Party zurückkehren können, wenn die Tür nicht aufgegangen wäre. Ich hätte mich ein wenig von Jeanette bemitleiden lassen, die Party noch kurz ertragen und mich danach möglichst unauffällig davongemacht. Diese Möglichkeit wirkte so einfach und komfortabel. Aber jetzt wollte ich die Sache durchziehen.

Ein letztes Mal sah ich mich um, dann öffnete ich die Tapetentür noch ein Stück weiter und schlüpfte hindurch. Mein Herz schlug bis zum Hals. Ein kleines Stimmchen in mir fragte: „Wieso machst du das? Es ist doch verboten." Doch ich erstickte diese Stimme in meiner geballten Faust.

Der Gang, der vor mir lag, war überraschend elegant. Altmodische Leuchten hingen von der Decke und spendeten Licht. Der Gang war mit dunkelbraunen Holzpaneelen verkleidet und an seinem Ende befand sich eine dunkle, hölzerne Flügeltür. Nur noch hinter diese Tür schauen, nahm ich mir vor, dann würde ich zurückgehen. Dann war es genug Abenteuer gewesen. Also legte ich meine Hand auf die Klinke und drückte sie hinunter.

Und dann nichts. Absolute Schwärze. Es ist so deprimierend. Jetzt bin ich so weit in meine eigenen Gedanken vorgedrungen, habe mühsam nach jedem Puzzleteil gegriffen, um das große Ganze zusammenzusetzen – und jetzt fehlt das entscheidende Teil.

Was immer hinter dieser Tür gewesen war, es ist verantwortlich für all das hier. Dass ich in diesem eiskalten Raum sitze und langsam Selbstmordgedanken bekomme, weil diese verdammte Tür zu ist und ich hier nicht rauskomme. Ich bin das reinste Nervenbündel.

Entweder ich tigere in dem inzwischen winzig scheinenden Raum herum oder ich hämmere verzweifelt gegen die Tür, bis meine Hand wehtut. Doch die Tür ist viel zu dick, als dass man auf der anderen Seite irgendetwas von meinem sinnlosen Geklopfe hören könnte. Als mir das endlich klar wird, sinke ich müde zu Boden. Ich habe keine Lust mehr. Wie lange hocke ich jetzt schon hier drin? Keine Ahnung, denn ich habe jegliches Zeitgefühl verloren. Ich will jetzt einfach die Augen schließen und dieses Loch – zumindest gedanklich – verlassen ...

... als sich plötzlich die Tür öffnet. Was? Nein, das kann nicht sein. Ich muss schon halluzinieren.

„Hey? Hallo, ist hier jemand?"

Ich habe diese Stimme schon mal gehört. Aber natürlich! Sie gehört Leonardo Corleone. Er steht in der weit geöffneten Tür, soweit ich das erkennen kann, denn meine Augen sind überrascht von der plötzlichen Helligkeit. Doch langsam gewöhnen sie sich an das viele Licht und ich erhebe mich zaghaft.

„Gott im Himmel, hier ist ja wirklich jemand! Wie lange bist du schon hier unten? Geht es dir gut? Kann es sein, dass du Kara bist? Deine Freundin da oben stirbt gerade tausend Tode aus Angst um dich!"

Puh, so viele Fragen ...

Ich stottere: „Keine Ahnung, naja, eigentlich Kaya", laufe dann möglichst schnell aus meinem Gefängnis heraus und schüttle Leonardo überschwänglich die Hand, obwohl ich ihm dafür, dass er mich aus diesem verdammten Loch holt, lieber um den Hals gefallen wäre. Möglichst schnell machen wir uns auf den Weg nach oben, da wir uns, wie Leonardo mir erklärt, in den gigantischen Kellergewölben der Villa Corleone befinden.

„Ich habe echt lange gebraucht, bis ich dich gefunden habe. Ich war ewig nicht mehr hier unten", meint er und schüttelt sich.

Ich nicke und füge hinzu: „Danke noch mal."

Als wir an der Kellertür ankommen und die Treppe hochgehen, höre ich schon Jeanette rufen: „Leonardo? Das ging ja schnell. Hast du ...?" Dann sieht sie mich, und ihr Gesichtsausdruck wandelt sich von besorgt zu fassungslos. „Kaya? Ich ... Du ... Du weißt ja nicht, wie viel Angst ich um dich hatte!"

Sie stürzt auf mich zu, und wir fallen uns um den Hals. Freudentränen laufen über ihre Wangen. Jetzt weine ich auch, und wir halten uns fest und wollen uns nie wieder loslassen, damit niemals mehr eine von uns in so ein scheußliches Kellerloch gesperrt wird.

„Wenn du wüsstest, wo wir überall gesucht haben! Ich meine, du warst plötzlich weg, und Hagen, also dieser Kerl im Anzug, sagte, du hättest ihn nach dem Klo gefragt, doch da warst du nicht, und dann wollte ich es Leonardo sagen, aber ich hab ihn nicht gefunden und dachte dann, du wärst einfach abgehauen, und ich hab dir zehn Milliarden Nachrichten geschickt, aber du hast nicht geantwortet, und dann war die Party rum und alle waren weg, aber du warst immer noch nicht da, und dann hab ich auf diesem megahässlichen Sofa deine Tasche mit deinem Handy gesehen und dein Buch auch und dachte mir so: ‚Sie ist doch mit diesem Buch quasi verwachsen, oder?', und dann hatte ich so richtig Angst."

Ihr Redefluss versiegt, und sie lässt ihren Kopf an meine Schulter sinken.

„Danke", flüstere ich in ihr Ohr, „danke für alles. Dafür, dass du nach mir gesucht hast."

„Ich bin doch deine beste Freundin", flüstert sie zurück, und ich glaube, es ist das Beste, was ich je gehört habe.

Ich falle auf das grün-violett karierte Sofa.

„Ich bring dir was zu trinken", schlägt Jeanette vor.

Auf dem Weg zur Bar stößt sie fast mit Leonardo zusammen. Sie erklärt ihm, wie froh sie sei, dass er mich gefunden habe, und sie reden noch kurz, doch ich blende es aus und schließe meine Augen. Ich bin so todmüde. Plötzlich fällt etwas neben mir aufs Sofa. Eine cremefarbene Wolldecke. Ich schaue auf. Vor mir steht der kleine Agent mit den stechenden Augen.

„Hier", grummelt er und macht sich davon.

„Danke, Hagen", ruft Leonardo ihm noch hinterher.

Das ist also Hagen Clausen, der Chauffeur der Familie Corleone. Gruseliger Typ.

Leonardo verlässt die Eingangshalle, während Jeanette noch kurz an der Bar herumwerkelt und mir dann ein Glas Wasser reicht. Meine Kehle ist wie ausgetrocknet, und ich kippe das Wasser in einem Schluck runter.

Leonardo kommt wieder rein und berichtet: „Die Polizei ist jetzt hier." Erklärend fügt er hinzu: „Deine Freundin hat mich genötigt, die Polizei zu alarmieren, damit die auch nach dir suchen, aber jetzt können sie dich ja stattdessen nach Hause bringen."

Als wir kurz danach vor der Villa stehen, umarmt Jeanette mich noch mal kurz und meint: „Ich komm gleich morgen bei dir vorbei!"

Dann macht sie sich auf den Heimweg; sie wohnt nur ein paar Blocks entfernt. Jetzt steht nur noch Leonardo in der Tür. Hagen Clausen ist nicht mehr zu sehen, worüber ich ehrlich gesagt ganz froh bin.

„Auf Wiedersehen", sagt Leonardo. „Und Kara?"

Ich verbessere ihn nicht, sondern schaue ihn bloß erwartungsvoll an.

„Pass auf dich auf."

Ich nicke lächelnd und steige in den wartenden Streifenwagen.

Die Uhr auf meinem Handy zeigt 3:55 Uhr. Verdammt spät. Der freundliche Polizeibeamte am Steuer hat sich mir als Peter Rainolt vorgestellt. Gerade hört er leise uralte Rockhits im Radio. Auch in leise kaum zu ertragen, wenn man am liebsten schlafen würde.

Tatsächlich döse ich kurz ein. Ich träume wirr: Ellenlange goldschwarze Gänge, durch die ich wieder und wieder gehen muss. Dazwischen Hagen Clausen, der eine Pistole auf mich richtet und grausam lacht. Doch es ist nicht immer nur sein Lachen, das in meinem Kopf tönt. Manchmal mischt sich ein zweites darunter, doch schnell wird es wieder von Hagens Lachen übertönt. Ich kann das irre Glänzen in seinen Augen sehen, als er den Mund öffnet und sagt: „I want it all!"

Ich schrecke hoch. Peter Rainolt hat gerade das Autoradio lauter gestellt und groovt begeistert mit. „I want it all, I want it all, I want it all and I want it now!", singt Freddie Mercury.

Ein bisschen zu laut für meine müden Ohren. Das Einzige, was ich noch will, ist Schlaf. Ich schließe die Augen und versuche, den Rest der Fahrt irgendwie zu überleben.

Als ich unsere Wohnungstür aufschließe, schlägt mir das Aroma von halb ausgetrunkenen Bierflaschen, gemischt mit dem von Chips und Wut, Zorn und Traurigkeit entgegen. Kevin hängt auf der Couch und schaut Fußball.

Es gab mal eine Zeit, da hieß Kevin für mich „Papi“ und ich dachte, ein Lächeln, eine Umarmung von ihm würde alle Probleme auf der ganzen Welt lösen. Jetzt ist das nicht mehr so. Ich bin müde und will nur möglichst schnell in mein Bett.

„Trampel nicht so, ich schau fern!“, ruft Kevin mir zur Begrüßung entgegen.

Ich ignoriere ihn und laufe an der Küche vorbei in mein Zimmer. Auf der Straße fährt gerade ein Polizeiwagen vorbei. Durchs heruntergelassene Autofenster sehe ich Peter Rainolt, der so laut Musik hört, dass ich es bis hier oben durch das geschlossene Fenster höre. Ich muss unwillkürlich grinsen. Bis mich plötzlich ein Schmerz durchfährt. Stechend und langanhaltend. Ich krümme mich zusammen.

Zu allem Überfluss klingelt jetzt auch noch mein Handy. Ich will den Anruf wegdrücken, doch es ist Jeanette. Seufzend gehe ich ran. Ich habe nicht mal Zeit, etwas zu sagen, Jeanette redet sofort auf mich ein: „Kaya! Wie geht's dir?“

„Scheiße“, murmele ich wahrheitsgemäß, denn zu dem Schmerz hat sich jetzt auch noch Übelkeit gesellt.

„Du, ich ... ich hab dir da vorhin in der Villa was in dein Wasser getan. Leonardo meinte, es wär‘ zur Beruhigung und so und du würdest schlafen wie ein Baby. Tust du aber nicht. Kaya ... Ich glaube, Leonardo will dich vergiften oder so.“

Jeanette macht eine Pause, und ich antworte: „Quatsch. War bloß eine lange Nacht.“

Bevor Jeanette zu einer Gegenrede ansetzen kann, beende ich den Anruf. Vergiften, so ein Blödsinn! Aber mir geht es wirklich nicht besonders gut. Und dass Jeanette mir Sachen ins Getränk tut, gibt mir auch zu denken.

Ich gehe zurück ins Wohnzimmer und frage Kevin: „Mir geht es nicht gut. Kannst du vielleicht einen Arzt rufen?“

„Arzt? Was soll der Bullshit? Stell dich gefälligst nicht so an!“

„Papa, verdammt, ich mein es ernst!“

„Nenn mich nicht Papa!“, schreit er zurück. „Ich geh jetzt Wennecke, der ollen Sau, einheizen!“

Frau Wennecke, unsere Vermieterin, ist verständlicherweise nicht glücklich über die Tatsache, dass wir fünf Monatsmieten im Rückstand sind. Kevin droht ihr regelmäßig den Teufel persönlich an. Auch zu den unmöglichsten Zeiten. So wie jetzt. Die Tür knallt hinter ihm ins Schloss und ich bin allein.

Das erste Mal seit über zwei Jahren vermisse ich Kevin. Der Schmerz wird immer stärker. Ich schließe die Augen und weiß plötzlich: Das war‘s für mich. Ich werde bald meinen wohlverdienten Schlaf bekommen. Nur leider werde ich nicht mehr daraus erwachen. Klar, ich könnte um Hilfe schreien oder Kevin suchen oder ...

Ich habe jede Hoffnung aufgegeben. Hoffen war noch nie meine Stärke gewesen. Das Letzte, was ich sehe, bevor meine Welt in tausend Teile zerfällt, ist Leonardo Corleone, der mir zuwinkt und sich dann umdreht und weggeht. Ohne sich noch einmal umzuschauen.

Und plötzlich habe ich es wieder vor Augen: Die blassen, fast grauen Gesichter von Tessa und Gianni Corleone, umhüllt von einer cremefarbenen Decke. Das war es also, was ich hinter der dunklen Flügeltür gesehen habe.

Liebe Kara,

dieser Brief wird nie bei dir ankommen, weil du, während ich ihn schreibe, bestenfalls nicht mehr am Leben bist. Ich werde ihn, sobald ich meine Unterschrift daruntergesetzt habe, in die Flammen meines Kamins werfen. Denn dieser Brief erzählt die Wahrheit. Die Wahrheit ist nicht immer gut für jeden. In diesem Falle wäre sie es nicht für mich.
Ich schreibe diesen Brief, um meine Schuldgefühle zu beseitigen. Ja, ich hatte auch schon Schuldgefühle, nachdem ich meine Eltern umgebracht hatte. Wie ich das gemacht habe? LC-23-7-X. Ein wundervoller Name für eine wundervolle Waffe. Dieses Gift ist geschmacklos, geruchlos und unsichtbar. Also so ähnlich wie du … Noch dazu lässt es sich zum Todeszeitpunkt einige Stunden nach der Einnahme nicht mehr im Körper des Opfers nachweisen.
Ja, vielleicht gab es so etwas schon, aber ich habe es perfektioniert! Hagen hat mir geholfen. Er ist damals einen großen Umweg gefahren, damit meine Eltern genug Zeit hatten, um … naja … zu sterben. Er hat es auch geschafft, mir die Leichen zu beschaffen. Gegen ein ordentliches Sümmchen, versteht sich. Hier ruhten sie friedlich in meinem gut gekühlten Geheimraum. Bis du kamst …
Ich hätte Hagen damals natürlich auch gleich mit beseitigen können, aber Gift ist kostbar.
Was dich betrifft: Am liebsten hätte ich dich elendig im Keller verrecken lassen, nachdem Hagen dich beim Herumschnüffeln entdeckt und niedergeschlagen hatte, aber dann kreuzte deine nervige Freundin auf, und ich musste umdenken. Sie hat mich am Ende förmlich in den Keller gejagt. Also habe ich ihr später das Giftfläschchen mit dem „Beruhigungsmittel“ gegeben, und die Dinge haben ihren Lauf genommen.
Was soll ich sagen: Es lief perfekt. Hagen holt dich gerade, um dich verschwinden zu lassen. Ich werde mich freuen, dich wiederzusehen. Aber dich werde ich nicht in eine Kühlkammer stecken oder so. Du bist keine Trophäe, du bist ein Nichts. Natürlich werde ich ein wenig Beileid heucheln. Deiner naiven Freundin den Rücken tätscheln. Aber letztendlich bist du bedeutungslos. Warst es immer. Wirst es immer bleiben.

L. Corleone

Mahmoud Hamad

STILLEBACH

In einer ruhigen Kleinstadt namens Stillebach schien alles in Ordnung zu sein, doch unter der Oberfläche verbarg sich ein düsteres Geheimnis, von dem die Bewohner der Stadt noch nichts wussten. Sarah, eine leidenschaftliche junge Journalistin, hörte von mysteriösen Vorfällen, die die Bewohner in Angst versetzten, und entschloss sich, der Sache nachzugehen.

Sie recherchierte viel und fragte herum, bis sie auf eine Legende über ein verlassenes Herrenhaus am Rande der Stadt stieß, das einst einem berüchtigten Serienmörder gehörte. Die Morde schienen vor Jahren aufgehört zu haben, doch plötzlich begannen ähnliche Verbrechen die Stadt zu erschüttern. Niemand konnte erklären, wer hinter diesen schrecklichen Taten steckte, doch diese Person musste sofort gestoppt werden.

Mit jedem Schritt ihrer Recherche kam Sarah der Wahrheit näher. Sie entdeckte, dass die aktuellen Morde exakte Nachahmungen der damaligen Taten waren. Ein besessener Nachahmer trieb sein unheilvolles Spiel und schien unaufhaltsam zu sein.

Die Spannung in Stillebach stieg, als Sarah erfuhr, dass auch sie auf der Liste des Nachahmers stand. Angst ergriff sie, während sie verzweifelt versuchte, der Bedrohung zu entkommen und gleichzeitig den Täter zu entlarven. Ihre Nachforschungen führten sie in den verborgenen Keller des Herrenhauses, wo sie dem Nachahmer gegenüberstand.

Ein dramatischer Showdown begann, während Sarah um ihr Leben kämpfte. Adrenalin durchströmte ihren ganzen Körper, sie war nervös und hatte viel Angst, doch sie hatte nicht vor, dort zu sterben, weshalb sie schnell wieder hoch rannte und sich versteckte. Sie wusste, sie konnte nichts anderes tun, außer die Polizei zu rufen.

Sie rief die Polizei so schnell es nur ging an und erklärte ihnen, was dort vorging. Die Polizei eilte zur Hilfe. Die Polizei kam an und nahm den Nachahmer fest, der nun nie wieder freien Boden betreten würde. Die Stadt war endlich erleichtert.

Die Geschichte von Stillebach wurde nie vergessen, aber die Dunkelheit, die einst über der Stadt lag, war verbannt. Sarah wurde zur Heldin, doch die emotionalen Narben würden bleiben. Ihr Mut und ihre Entschlossenheit hatten das Böse besiegt, und Stillebach konnte langsam zu seinem friedlichen Leben zurückkehren.

Mahmoud Hamad

PRINZESSIN SOPHIE

Ein strahlender Morgen brach an über der kleinen Stadt Bayside, wo ein außergewöhnliches Kind namens Sophie wohnte. Sophie war neun Jahre alt, mit wilden Locken, strahlenden Augen und einer lebhaften Fantasie, die die Welt für sie zu einem magischen Ort machte.

Jeden Tag begab sich Sophie auf Abenteuer, die nur in ihrer lebendigen Fantasie existierten. Sie war fest davon überzeugt, dass sie die Prinzessin eines verborgenen Königreichs war, das unter den Wurzeln des uralten Baumes im Park existierte. Dieser Baum, den die Erwachsenen als „Der Weise Wächter“ bezeichneten, war für Sophie das Tor zu ihrer fantastischen Welt.

Eines sonnigen Morgens beschloss Sophie, das Königreich zu besuchen, um ein dringendes königliches Rätsel zu lösen. Sie zog ihr imaginäres Prinzessinnenkleid an und begab sich zum Park. Dort angekommen, bewunderte sie den majestätischen Baum und seine ausladenden Wurzeln, die wie ein Tor zu einer anderen Welt wirkten.

„Komm herein, Prinzessin Sophie. Dein Volk erwartet dich“, flüsterte ihr der Baum mit seiner tiefen, melodischen Stimme zu. Überwältigt von Vorfreude betrat Sophie die magische Welt, die nur sie sehen konnte.

Die Bewohner des Königreichs, allesamt winzige glitzernde Feen und freundliche Kobolde, begrüßten sie herzlich. Sie führten sie durch die lebendige Landschaft ihres Reiches, durch glitzernde Wälder, über fließende Bäche und zu schimmernden Bergen. Jedes Element dieser Welt war lebendig und interagierte mit Sophie.

In ihrem Königreich hatte Sophie die Gabe, die Natur zu verstehen und mit ihr zu kommunizieren. Sie lernte die Sprache der Bäume, die Weisheit der Vögel und das Geheimnis der Blumen. Gemeinsam führten sie Feste und Feiern durch, um das Gleichgewicht und die Harmonie ihrer Welt zu bewahren.

Doch auch in dieser magischen Umgebung gab es Herausforderungen. Ein furchterregender Drache bedrohte das Königreich, indem er die Quelle des Lebens, einen glitzernden See, verunreinigte. Sophie, fest entschlossen, ihr Volk zu beschützen, begab sich mutig auf die Suche nach einer Lösung.

Mit der Hilfe ihrer treuen Gefährten und ihrer Fantasie gelang es Sophie, den Drachen zu überzeugen, dass wahre Macht in der Freundschaft und Zusammenarbeit liegt. Der Drache, von Sophies Weisheit berührt, entschuldigte sich und half dabei, die Quelle des Lebens wiederherzustellen.

Für ihre Tapferkeit und Weisheit wurde Sophie zur wahren Prinzessin des Königreichs ernannt. Die Feen und Kobolde feierten sie mit einem prächtigen Fest, bei dem die Natur selbst zu ihrem Lob sang.

Am Abend, als die Sonne unterging, kehrte Sophie zurück in die wirkliche Welt. Sie wusste, dass sie immer wieder in ihr magisches Königreich zurückkehren könnte, solange sie an ihre Fantasie glaubte. Und in ihrem Herzen trug sie die Gewissheit, dass die Fantasie eine Brücke zu einer wunderbaren Welt sein kann, in der Träume wahr werden.

Mahmoud Hamad

EINE MISSION VON GROSSER BEDEUTUNG

Es war ein Abend wie jeder andere, als die Crew der Raumstation Aurora-9 die letzten Vorbereitungen für ihre große Mission traf. Wir befanden uns im Jahr 2175, und obwohl der Weltraum für uns keine Unbekannte mehr war, blieben seine Geheimnisse und Rätsel ungelöst.

Commander David West stand in der Kommandozentrale und überprüfte die Systeme, während ich, First Officer Sarah Davis, neben ihm stand. Unsere Mission war von enormer Bedeutung: Wir suchten nach einer neuen Welt, einer Zuflucht für unsere überbevölkerte Erde.

„Alles bereit, Commander“, meldete ich. Meine Begeisterung für das Abenteuer in den Sternen war kaum zu bändigen.

„Danke, Sarah. Lassen Sie uns in den Hyperraum springen“, antwortete David.

Die Raumstation begann zu vibrieren, als wir in den Hyperraum eintauchten, einer Technologie, die es uns erlaubte, durch den Weltraum zu reisen, als wäre er ein Ozean. Sterne verwandelten sich in einen wirbelnden Strudel aus Licht, und Stunden später erreichten wir das Zeta-7-System.

Unsere Sensoren entdeckten Epsilon-Prime, einen erdähnlichen Planeten, der menschliches Leben unterstützen könnte. Die Aurora-9 näherte sich dem Planeten, und wir schalteten aus dem Hyperraum zurück.

„Bereit für die Landung“, verkündete ich, als wir den Planeten umkreisten.

Die Landefähre setzte auf Epsilon-Prime auf, und ich spürte eine Mischung aus Aufregung und Nervosität. Dieser Moment konnte unsere Zukunft verändern.

Die Luft war frisch und belebend, als wir die Luke öffneten und den Boden betraten. Wir untersuchten die Umgebung auf Spuren von Leben und Ressourcen. Doch was wir fanden, war jenseits unserer Erwartungen: eine uralte, fortschrittliche Zivilisation, längst vergessen und unter der Oberfläche verborgen.

Die Arkaner, wie sie sich nannten, waren einst ein blühendes Volk auf Epsilon-Prime. Sie erzählten uns von einer Katastrophe, die sie gezwungen hatte, unter die Erde zu fliehen, um zu überleben.

Die Arkaner boten ihre Hilfe an, um die Menschen bei der Besiedlung des Planeten zu unterstützen. Sie teilten ihr Wissen über nachhaltige Energiequellen und Technologien, die uns weiterbringen könnten.

In den folgenden Monaten arbeiteten wir gemeinsam daran, Epsilon-Prime zu einem neuen Zuhause für Tausende von Menschen zu machen. Es war der Beginn einer neuen Ära des Fortschritts und der Zusammenarbeit zwischen den beiden Spezien.

Ich blicke zurück auf diesen entscheidenden Moment in der Geschichte. Es war der Beginn einer neuen Ära der Harmonie und des Fortschritts, eine Ära, in der wir lernten, dass wir gemeinsam Großes erreichen können. Epsilon-Prime wurde nicht nur ein neues Zuhause, sondern ein Symbol für die Fähigkeit der Menschheit, aus der Dunkelheit des Weltraums zu treten und eine bessere Zukunft für uns alle zu schaffen.

Johanna Nowak

WIE SICH ALLES VERÄNDERTE

Mit kleinen und schnellen Schritten tapste ich so leise wie möglich mit meinen nackten Füßen über den knarzenden Holzboden. Ich war schon viel zu spät, und die Angst stand mir wahrscheinlich ins Gesicht geschrieben.

Kurz bevor ich um die Ecke zu unserem Zimmer schleichen konnte, hörte ich die strenge und kühle Stimme unserer Mutter hinter mir durch den Gang hallen: „Ich hoffe, liebes Kind, dass du eine gute Ausrede besitzt, weshalb du dich zu dieser späten Stunde auf dem Gang aufhältst."

Es war, als würde mir das Blut in den Adern gefrieren. Was sollte ich jetzt sagen, die Wahrheit? Nein, das ging nicht, ich brauchte schnell eine Ausrede. „Es tut mir furchtbar leid, liebste Mutter. Ich bedauere es zutiefst, und ich versichere Ihnen, dass es nicht wieder vorkommen wird", sagte ich mit leicht zitternder Stimme.

Mist, das hatte sie mit Sicherheit gehört, auch meine Nervosität war nicht zu übersehen, ich musste mich normal verhalten. Ich würde einfach sagen, dass ich auf die Toilette musste, oder –

Bevor ich mir weiter über eine vernünftige Ausrede Gedanken machen konnte, durchschnitt unsere Mutter die kurze, bedrückende Stille: „Schon gut, mein Kind, ich glaube dir, dass es nicht wieder vorkommen wird, doch bedenke: Ich habe ein Auge auf dich."

Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich schwungvoll um und lief mit schnellen Schritten den Gang entlang Richtung Treppe. Ihre hohen Schuhe klackerten über das Holz, und ihr langer Rock fegte über den Boden und wirbelte etwas Staub auf. Als sie aus meinem Blickfeld verschwunden war, konnte ich endlich ausatmen. Das war wirklich knapp gewesen, doch jetzt war sie wahrscheinlich misstrauisch, wir mussten vorsichtiger sein.

Am nächsten Morgen wurde ich von einem lauten Knall geweckt. Schlaftrunken blinzelte ich, um mich an das helle Licht zu gewöhnen. Verwirrt sah ich mich um und entdeckte eine meiner Schwestern in der Ecke des Raums kauern, die unsere Mutter flehend ansah.

Ich sah mich weiter im großen dunklen Raum um und entdeckte meine anderen Geschwister. Ein paar saßen ähnlich aufrecht wie ich im Bett, sie waren wohl auch vom Knall geweckt worden. Sie alle wirkten recht unschlüssig und so, als wüssten sie nicht recht, was sie mit der Situation anfangen sollten.

Eigentlich waren uns die Erziehungsmethoden unserer Mutter bewusst, doch normalerweise schlug sie uns nicht vor anderen und erst recht nicht mitten in der Nacht. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, wie unsere Schwester es geschafft hatte, unsere Mutter zu dieser frühen Stunde so sehr zu verärgern. Gerade erhellten die ersten Sonnenstrahlen den Raum und tauchten ihn in ein leicht goldenes Licht. Es war, als würde es nicht ganz in die Situation passen, denn ich war viel zu bedrückt, als dass ich den Sonnenaufgang genießen konnte.

Hastig verließ unsere Mutter den Raum, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Sobald sie den Raum verlassen hatte, sprang ich auf und eilte zu meiner in der Ecke kauernden besten Freundin.

Anastasia sah mich mit großen Augen an, und bevor ich sie fragen konnte, was passiert war, begann sie zu sprechen: „Ich war noch mal in ihrem Büro."

Geschockt sah ich sie an. „Wieso tust du das, ohne mir Bescheid zu sagen?"

„Ich bin mitten in der Nacht wach geworden und musste dringend auf die Toilette. Da bin ich an ihrem Büro vorbeigelaufen und habe gesehen, dass die Tür einen Spalt geöffnet war. Also wurde ich neugierig und wollte noch einmal nachsehen, ob sie irgendwas liegen gelassen

hatte. Ich stieß also die Tür auf und versuchte mich im dunklen Raum zurecht zu finden. Ich stieß gegen ein Regal und fiel hin. Das muss Mutter gehört haben, denn wenige Minuten später stand sie wütend in der Tür. Dann ging alles ganz schnell. Ohne darüber nachzudenken, rannte ich an ihr vorbei in Richtung unseres Schlafsaals. Ich weiß selbst nicht mehr, wie ich auf diese Idee kam, und bereute sie auch sofort. Den Rest kannst du dir ja denken."

Ohne auf ihre Geschichte einzugehen, zog ich Anastasia auf ihre Beine und führte sie zu ihrem Schlafgemach. Diese ließ sich erschöpft zurückfallen und schien in Gedanken versunken. Ich dachte darüber nach, was sie gesagt hatte. Sie hatte Recht, wir mussten versuchen, mehr über die Welt da draußen rauszufinden.

In dem Brief, den eine unserer Schwestern uns vor ein paar Wochen hatte zukommen lassen, hatte sie erzählt, wie es außerhalb des Waisenhauses, in dem wir lebten, war. Sie hatte von ihrer neuen Schule und ihrer Familie erzählt, und dass die Kinder außerhalb ganz anders behandelt wurden.

Für mich war es, so wie es hier war, immer ganz normal gewesen, doch jetzt hatte auch ich angefangen, unser Leben hier anzuzweifeln. Weshalb ich dem Vorschlag meiner ehemaligen Schwester zustimmte. Diese hatte uns am Ende ihres Briefes geraten, irgendwie zu fliehen und in ein anderes Waisenhaus zu gehen. Am Anfang war mir das unnötig vorgekommen, doch je länger ich darüber nachgedacht hatte, desto besser war mir die Idee vorgekommen. Zwar würden wir alles verlieren, doch hatten wir überhaupt etwas zu verlieren? Denn liebevoll war unsere Mutter nie gewesen, wir hatten nur uns.

Ich zuckte leicht zusammen, als mich Anastasia aus meinen Gedanken riss: „Lydia? Die anderen versammeln sich draußen im Wald. Elisabeth meinte, unsere Mutter sei vor einer Weile mit der Kutsche weggefahren. Ich glaube, sie meinte, dass sie in die Stadt einkaufen wollte."

Schwerfällig erhob ich mich. Ich hatte die Nacht sowieso nicht viel geschlafen, das Strohbett war mir noch härter als sonst vorgekommen, und mein Schlaf war unruhig gewesen. Das unsanfte Wecken heute Morgen und der Aufruhr hatten es nicht wirklich besser gemacht. Meine Gliedmaßen taten weh, und mein Kopf schmerzte.

So schnell ich konnte, folgte ich meiner Freundin durchs Haus und durch den Garten, hinein in den dunklen Wald, der unser ganzes Haus umgab. Schon bald konnte ich unsere Geschwister auf einer kleinen Lichtung sitzen sehen. Alle saßen sie im Kreis auf dem Boden, ein paar saßen auch in den umliegenden Bäumen.

Ich zählte genau 30 Mädchen, wir waren die Letzten. Wir setzten uns an den Rand und sahen Elisabeth zu, wie sie in die Mitte der Lichtung ging und anfing zu sprechen. Sie war die Älteste von uns und übernahm deshalb alles Wichtige.

„Wir haben in den letzten Wochen viel an unserer Flucht gearbeitet und alles vorbereit, und ich möchte schon mal danken, dass ihr euch so ins Zeug gelegt habt. Wir haben alles vorbereitet und sind jetzt tatsächlich so weit, wir könnten schon heute Nacht fliehen. Das ist auch der Grund, warum ich euch heute hergerufen habe."

Nachdem noch ein bisschen weiter diskutiert wurde und paar Mädchen ihre Vorschläge und Bedenken geäußert hatten, stand es fest: Wir würden noch diese Nacht fliehen.

Die nächste Zeit verbrachten wir damit, noch alle nötigen Vorbereitungen zu treffen. Bis unsere Mutter aus der Stadt wiederkam, war alles fertig. An diesem Tag gingen wir alle mit einem mulmigen Gefühl im Bauch in unser Schlafgemach.

Anastasia weckte mich mit einem leichten Schütteln meiner Schulter und flüsterte irgendwas, was ich noch nicht ganz verstehen konnte. Ich blinzelte und versuchte mich zurecht zu finden. Langsam schien sich mein Gehirn wieder an das erinnern zu wollen, was gerade los war. Als ich mich umsah, konnte ich die anderen Mädchen im dunklen Raum sehen, alle packten ihre Sachen oder hatten noch irgendwas anderes vor dem großen Aufbruch zu tun.

Langsam rappelte ich mich auf und zog meine schon fertig gepackten Sachen unter meinem Bett raus. Je näher ich und Anastasia dem verabredeten Fenster kamen, durch das wir flüchten

wollten, desto schneller schlugen unsere Herzen. Ich zitterte am ganzen Körper und fing langsam an, an unserem Plan zu zweifeln. Doch jetzt gab es kein Zurück mehr, die anderen um mich herum sahen alle zuversichtlich und im guten Sinne aufgeregt aus. Waren sie den gar nicht ängstlich? Hatten sie den wirklich gar keine Angst vor dem, was kommt?

Mit verschwitzten Handflächen griff ich nach dem aus Bettlaken geknotetem Seil. Und erinnerte mich nochmal daran, dass wir leise und vorsichtig sein mussten. Mutter durfte uns auf keinen Fall entdecken. Vorsichtig schwang ich eins meiner Beine aus dem Fenster und spürte die kalte Luft, wie sie mein Bein umspülte. Sofort zog ich mein Bein wieder ins Warme, auf den festen Boden, doch wurde sofort wieder zum Fenster geschoben. Also wagte ich einen zweiten Anlauf, da ich ja sowieso keine andere Wahl hatte.

Anastasia war schon vor mir nach unten geklettert und sah mich aus der Tiefe mit besorgtem Gesichtsausdruck an. Ich kniff die Augen zusammen, ignorierte meine Zweifel und die lästige Stimme in meinem Kopf, die mir versuchte noch mehr Angst zu machen. Ich griff etwas mutiger als zuvor nach dem Seil und schwang meine beiden Beine nach draußen. Sofort spürte ich die eisige Kälte, die sich wie ein Lauffeuer durch meine Klamotten fraß und meinen Körper erschauern ließ. Vorsichtig begann ich, Schritt für Schritt die Wand hinabzulaufen, mehrfach hielt ich an und atmete tief durch. Bloß nicht fallen, bloß nicht nach unten sehen, sagte ich mir immer wieder, um mich zu beruhigen. Ich hatte das Gefühl, jederzeit in den Tod zu stürzen. Auf meiner Stirn bildeten sich vereinzelte Schweißperlen, und ich versuchte mit aller Kraft nicht das Seil loszulassen.

Als ich auf dem Boden neben meiner besten Freundin ankam, war ich komplett verschwitzt, und meine Hände taten vom krampfhaften Festhalten des Seils weh. Sie waren leicht wund gerieben, und meine Beine fühlten sich an, als würden sie jederzeit unter meinem Gewicht zusammenbrechen.

Gerade als die Letzte von uns auf dem Boden ankam und wir Richtung Wald rennen wollten, ging im Haus das Licht an. Ich erschrak und zuckte zusammen. So schnell wir konnten, rannten wir los. Die Gedanken überschlugen sich in meinem Kopf, ich stolperte, fiel hin, doch spürte keinen Schmerz. Ich war wie in einem Rausch, als mich Anastasia auf die Beine zog und wieder begann zu rennen. Ich stolperte hinter ihr her und merkte, wie mir schwindelig wurde. Ich begann zu wanken und wurde langsamer. Ich merkte noch, wie ich auf die Knie sank, als mir schwarz vor Augen wurde.

Victoria Schrumpf

PAVOR NOCTURNUS, DER NÄCHTLICHE TERROR

„Ich werde sterben“, war mein erster Gedanke, als ich die dunklen Gassen entlanglief. Die Laternen, die sonst die Straßen erhellten, warfen diese Nacht ein beunruhigend dämmriges Licht auf die verschmutzten Wege. Was mich noch sorgte war, dass ich keine menschliche Seele in der Nähe erfassen konnte. Ich spürte ein unangenehmes Gefühl in mir. Mein Herz schlug schneller, und ein Pochen machte sich in meinem Hals bemerkbar, was es mir erschwerte, problemlos zu atmen. Doch trotz allem lief ich weiter, denn ich sah einen kleinen, jedoch starken Funken vor meinem geistigen Auge.

„Meine einzige Hoffnung ist dieses Flimmern“, sagte ich mir und beschleunigte meine Schritte. Aber egal, wie schnell ich versuchte zu laufen, jeder Schritt fiel mir unglaublich schwer. Meine Kraft war so abgezehrt, ich konnte nur mit Mühe meine Beine anheben. Jeder einzelne Schritt kostete mich Unmengen an Kraft.

Ich bog an einer Ecke rechts ab, und da war es. Ein verschwommener Übergang von der Straße in einen ebenfalls schwarzen Tunnel erblickte ich vor mir. Normalerweise machte mir der dunkle Tunnel große Angst, doch das kleine hoffnungsvolle Licht vermischte alle meine Gefühle. Es war beunruhigend, wie nichts passierte, als ich auf das Flimmern zulief. Hatte ich dieses Mal Glück? Nein. Ganz sicher nicht.

„Aber was, wenn doch?“, versuchte mir eine Stimme in meinem Kopf zu erklären. Oder sprach ich die Wörter aus? Ich war mir selbst dessen nicht bewusst.

Auf einmal fiel mir auf, ich war stehengeblieben. Ich blickte auf meine Schuhe. Alles wirkte völlig normal. Doch als ich wieder aufsah, schnappte ich hektisch nach Luft. Um mich herum war Glas erschienen. Die Wand, die mich umhüllte, war so eng, dass ich unfähig war, mich zu bewegen.

Als ich schnell bemerkte, dass ich bewegungsunfähig war, weiteten sich meine Augen, mein Atem beschleunigte sich und ich verfiel in Panik. Ich verabscheute es, in einer Art wie dieser eingeschlossen zu sein. Ich blickte mich um und versuchte Hilfe zu finden. Vergeblich. Mein Atem war nun so hektisch das ich das Gefühl hatte, ich kriegte kaum noch Luft. Es war furchtbar.

Und dann fiel mir auf einmal eine viereckige Verpackung in meiner Hosentasche auf. Ich holte das Quadrat heraus und las den Titel: „Anxiolytic Medication Tablets“. Ich verlor aus Angst die Kontrolle über mein Handeln, nahm schnell die Zehnerverpackung der Tabletten, drückte mir eine in die Hand, und mit zitternden Händen nahm ich sie in den Mund, verschluckte mich fast und versuchte den weißen Klumpen so gut es ging ohne Flüssigkeit runterzuschlucken.

Als es mir gelang, spürte ich, wie das Medikament hart an meiner Lunge in meinen Magen geriet und schob noch größere Panik, als die Wirkung nicht erschien. Ohne nachzudenken, nahm ich noch eine Tablette heraus und schluckte sie schnell runter. Danach noch eine, noch eine und noch eine. Ich fing an zu verzweifeln und begann gegen die Glaswand zu schlagen.

Der laute Knall, den der Zusammenprall mit meiner Faust und dem Glas erzeugte, erschrak mich. Plötzlich lief mir eine heiße Träne die Wange hinunter. Mein Körper hatte das Bedürfnis, nach Hilfe zu schreien, doch als ich meinen Mund öffnete, kam kein Ton raus.

Ich wollte auf die Knie zusammenbrechen, doch selbst diese Bewegung verhinderte das Glas. Das Einzige, was ich mir in diesem Moment wünschte, war dass sich diese Glaswand genauso schnell auflöste, wie sie erschienen war und ich die Möglichkeit hatte, wegzurennen. So wie ich es immer tat.

Genau in dem Moment, in dem ich dachte, ich würde da drin sterben, hörte ich ein Grummeln hinter mir. Ich erstarrte augenblicklich und wagte nicht, mich umzudrehen. Doch das Gefühl, dass etwas hinter mir stand, bewegte mich doch dazu, mich umzudrehen.

Meine Augen weiteten sich, bis ich Schmerzen in ihnen hatte, und ich versuchte, sofort loszuschreien, doch irgendwas hinderte meinen Körper, einen Ton auszustoßen. Da stand sie. Die Person, die ich am meisten fürchtete. Sie trug ein weißes, jedoch verdrecktes Laken. Ihre Haut erinnerte mich an die Kreide aus der dritten Klasse, als der Lehrer mich gezwungen hatte, vor allen aufzustehen und neue zu holen. Unterhalb des Halses sah sie aus wie eine kranke Frau, doch ihr Gesicht war entsetzlich. Über ihre Lippen, die wund und aufgeplatzt waren, lief Blut aus ihrer Nase und tropfte auf ihr Laken.

Als ich in ihre Augen blickte, versuchte ich mich an der Glaswand festzukrallen, in der Hoffnung, die Glaswand würde mich vor diesem Anblick beschützen. Ihre Augen, oder das was davon übrig war, waren überschüttet mit Blut. Ihre Augäpfel waren nicht vorhanden, und man sah nur eine verklebte, dunkle, blutige Höhle, aus der das Blut regelrecht spritzte. Ihre Wimpern waren verklebt, und ich stellte fest, sie blinzelte nicht. Doch hatte sie das noch nie getan.

Als sie meinem sechsjährigen Ich abends erzählte, dass, wenn ich nicht schlief, mich das Monster aus meinem Schrank mitnehmen und bestrafen würde, blinzelte sie nicht. Auch als sie mich rumschubste, während sie mich wusch und anschrie, ich solle sie nicht nass machen, blinzelte sie nicht.

Als ich ein wenig älter als acht war, ließ ich ein Glas fallen und wurde stundenlang von ihr dafür angeschrien, wie unfähig ich wäre, während sie mir die Scherben gab und meine Hand sofort begann zu bluten. Sie meinte, wenn ich jemandem davon erzählte oder anfinge zu weinen, würde sie mich von oben bis unten verprügeln. Eine Träne lief ungewollt über meine Wangen, ihr Gesicht wurde röter, ihre Stimme lauter, meine Angst noch größer, doch trotz allem blinzelte sie kein einziges Mal.

Das hatte mir schon immer Angst vor meiner Mutter gemacht. Ihre hasserfüllten Augen. Doch nun sie so wieder zusehen, voller Blut, war für mich nochmal um einiges schrecklicher.
Plötzlich stieß sie wieder das gleiche Grummeln wie vorher aus, und ich zuckte zusammen. Ich drehte mich um, hatte das Gefühl, mein Stimmband reiße, doch ich schrie so laut ich nur konnte und schlug mit meiner ganzen Kraft gegen die Glaswand. Meine angsterfüllten Schreie hallten in der stillen Straße. Meine Faust schlug wieder gegen das Glas, doch ich wusste, dass ich keine Chance mehr hatte.

Ich drehte meinen Kopf ein wenig in die Richtung der Gestalt und sah, wie sie langsam auf mich zulief. Meine Schreie schienen sie nicht zu beeindrucken. Die Angst, die ich in diesem Moment hatte, drückte mir auf meine Brust und bereitete mir Kopfschmerzen. Nun erschienen wieder die Tränen, die Verzweiflung. Der Tunnel mit dem kleinen Licht war verschwunden, stellte ich erschrocken fest.

„Du musst da jetzt durch“, sagte eine Stimme in meinem Kopf, doch ich wehrte mich gegen diese Stimme. Ich wollte hier nicht durch.

Entsetzliche Schmerzen machten sich langsam in meinem Hals breit, doch Schreien war die einzige Möglichkeit, nicht in meiner eigenen Angst zu ersticken. Doch egal, wie viel ich schrie, weinte oder um mich schlug, nichts half. Sie kam immer näher und stieß bei jedem Schritt, den sie vollbrachte, ihr Grummeln aus.

Die Hoffnung hatte ich schon lange aufgegeben, doch konnte ich trotzdem nicht aufhören zu schreien und hektisch um mich zu schlagen, wobei ich mich einige Male selbst traf. Meine Fäuste begannen zu schmerzen, genauso wie etwas an meinem Herz, als ich ihr Blut hinter mir auf dem Boden tropften hörte.

Auf einmal beendete ich mein Geschrei und meine hektischen Bewegungen. Wie es aussah, hatte jetzt nicht nur mein Herz, sondern auch mein Gehirn aufgehört, Hoffnung zu schieben. Ich blieb so still es nur ging, doch komischerweise war das Einzige, was ich hörte, mein Wimmern und mein hektisches Atmen. Ich wurde leiser und hörte eine zweite Person atmen. Ich

drehte mich um und blickte dem Monster direkt in die Augen. Und das war der Moment, wo alles plötzlich zusammenbrach.

Terror immotus, der bewegungslose Terror

Meine Gedanken waren verschwommen, als ich meine Augen öffnete. Ich wusste weder, wo ich war, noch wer ich war. Langsam realisierte mein Gehirn, dass mein Kopf auf einem Kissen lag, also vermutete ich, ich läge in einem Bett, höchstwahrscheinlich in meinem. Doch als ich versuchte, den Kopf anzuheben, verweigerte mein Körper jegliche Bewegungsfähigkeit.

Meine Gedanken ergaben auf einmal Sinn, und Angst machte sich in meinem Körper breit. Das Einzige, woran ich in diesem Moment denken konnte war: „Hilfe“. Ich versuchte meine Füße zu heben, doch ein Schock durchfuhr meinen Körper, und ich versuchte es nicht nochmal. Und plötzlich hatte ich das schreckliche Gefühl, nicht mehr atmen zu können. Ich hörte meine hektische Atmung, doch Sauerstoff erreichte mich nicht.

Ich verfiel in Panik und versuchte nach Hilfe zu rufen, doch auch meine Stimme ließ sich nicht aktivieren. Es war ein unbeschreiblich hilfloses Gefühl dort in einem Bett, das von der Dunkelheit umschlossen war, ohne Möglichkeit sich zu bewegen, zu atmen oder gar zu weinen, liegen zu müssen. Das Einzige, was ich tun konnte war Warten und Beten, dass es bald aufhörte. In dem Moment, in dem ich dachte, ich ersticke, sah ich plötzlich einen Schatten an meiner Wand vorbeihuschen. Glücklicherweise war ich fähig, mich im Raum umzusehen. Ich versuchte mir einzureden, dass sich das alles nur in meinem Gehirn abspielt. So wie Frau Doktor Mesan gesagt hatte. Tief im Inneren wusste ich doch, dass ich Luft bekam und hier keine Schatten waren, doch warum fühlte es sich nicht so an?

Als ich ein zweites Mal versuchte, tief ein- und auszuatmen, durchfuhr mich ein stechender Schmerz in der Brust und ließ meinen ganzen Körper aufzucken. Auf einmal spürte ich eine heiße Träne mein schweißnasses Gesicht runterrinnen. Meine Gedanken wirbelten sofort wieder in meinem Körper rum. Ich war in der Verfassung zu weinen? War es bald vorbei? Wie lange noch? Was mache ich nur? Doch keiner dieser Gedanken ergab sich als Lösung für mein Problem und meine Angst.

Und da war es wieder. Ein Schatten, der sich schnell über die rechte Wand zog. Doch so schnell, wie er gekommen war, verschwand er auch wieder. Meine Augen weiteten sich vor Schreck und mir liefen zeitgleich zwei Tränen aus meinen Augen. Die eine Träne floss grade bis zu meinem Kinn hinunter, die andere floss mir in mein Ohr, was ein unangenehmes Gefühl erzeugte. Und diese Situation ging eine gefühlte Ewigkeit lang weiter.

Das Gefühl, nicht atmen zu können regenerierte sich, doch der Gedanke zu ersticken verschwand nicht aus meinem Gehirn. Auch meine Bewegungsunfähigkeit nahm ab. Nach schlecht geschätzten 15 Minuten war ich in der Lage, meine Zehen und Fingerspitzen schwach aber ohne Schmerzen bewegen zu können. Doch schlimm waren trotzdem die Schatten. die nicht aufhörten an meinen Wänden und Decken aufzutauchen. Wenn ich die Augen schloss, konnte ich hören, wie sie einen Namen riefen und mich mit ihren schaurig kalten Händen anfingen zu berühren. Meine Hoffnung, dass dieser Horror bald aufhörte, verschwand. Ich ließ alles über mich ergehen, flehte Gott an, mir ein wenig Gnade zu schenken und diesen Fluch endlich zu beenden.

Von Zeit zu Zeit beruhigte sich meine Lage und ich war quälend langsam, aber sicher in der Verfassung, mich zu bewegen und ein Wimmern auszustoßen. Zwischendurch hatte ich die schlimme Vermutung, dass einer der mysteriösen Schatten mich verletzt hatte, doch mein Bewusstsein war so schwach, dass ich es kaum bemerkte.

Als ich mir nach einer langen Zeit sicher war, dass die Schatten endlich verschwunden waren, stieg ich rasch aus dem Bett, zog meine Schuhe an, schloss, nachdem ich heraustrat, die

Haustür hinter mir und rannte die Straße entlang bis hinunter zum Fluss. Und schon wieder rannte ich.

Nach diesem mehrmals wiederholten Vorfall nahm ich die volle Therapie, die mir angeboten wurde, an, und ich besuchte wöchentlich eine Therapeutin, die versuchte, mit mir meine Schlafprobleme, meine Ängste und mein Trauma zu verarbeiten. Sie empfahl mir eine Klinik, doch ich lehnte sie ab.

Für meine Albträume und Schlafparalysen seien Stress, Depressionen und das Medikament Anxiolytic, was ich gegen meine starken sozialen und weiteren Ängste nahm, der Grund. Mir wurde empfohlen, das Medikament maximal ein bis zwei Mal pro Monat einzunehmen und ich mich mehr auf die Therapie zu konzentrieren. Also nahm ich für fast fünf Jahre an einer Therapie teil. Die Schlafprobleme und Paralysen hörten zwar nicht für immer auf, aber reduzierten sich in großen Mengen. Auch meine Ängste haben sich nicht einfach in Luft aufgelöst, haben sich jedoch auch minimiert.

Zu meinem Trauma meinte Frau Doktor Mesan immer nur das Gleiche: Ich bräuchte Zeit, um es zu verarbeiten.

Doch der Gedanke an diesen Moment ließ mich glauben, ich würde nie darüber hinwegkommen.

Terror truculentus, der brutale Terror

Ich weiß noch, wie ich mit zwölf Jahren nachts zu spät nach Hause kam und ahnte, was nun auf mich zukommen würde. Ich hatte schreckliche Angst, weshalb ich zuerst zögerte, die Haustür zu öffnen. Doch die Angst vor der Reaktion meiner Mutter, wenn ich noch später zu Hause ankommen würde, überzeugte meinen Körper, dann doch meine Hand um die Türklinke zu klammern und die Tür so leise, wie es nur ging aufzudrücken.

Nachdem ich eingetreten war, schloss ich die Tür wieder so langsam und leise es nur möglich war. Mein Herz fing in meinem Brustkorb an, schneller zu pumpen, und mit zitternden Beinen lief ich durch den dunklen Flur in Richtung Küche. Etwas Kleines, Fröhliches in mir, was sich als Hoffnung in meinem Kopf herausstellte, machte sich bemerkbar. Vielleicht waren Mutter und Papa ja schon längst eingeschlafen? Vielleicht waren sie auf die Kissen, die unter meiner Bettdecke lagen, reingefallen und dachten, ich wäre schon früher ins Bett?

Doch meine Hoffnung hielt nicht lange an, denn auf einmal machte sich der Geruch der Drogen, die Mutter oft zu sich nahm, bemerkbar. Papa wollte mir nicht erklären was es mit den Drogen auf sich hatte, aber ich wusste, dass sie nicht erlaubt waren und ich niemals darüber reden durfte. Mutter hatte mich einige Male angeschrien, dass ich es nicht wagen sollte, jemals über dieses Thema zu reden. Bis jetzt hatte ich dies auch noch nie getan.

Meine Angst stieg mit jedem Schritt in Richtung Küche mehr. Als ich einen Blick um die Ecke warf, sah ich sie. Sie hielt ein Feuerzeug in der rechten Hand, in der anderen ein komisch aussehendes Blatt. Als sie langsam ihren Kopf in meine Richtung drehte und mich entdeckte, warf sie das grüne Blatt in die Ecke.

„M-Mutter, i…“, fing ich an, stoppte jedoch als sie „Komm her!“ rief.

Ich lief, mit dem Blick auf meine Füße, zu ihr und blieb direkt vor ihr stehen, meinen Blick immer noch gesenkt.

„Guck mir gefälligst in die Augen“ sagte sie.

Mein Blick blieb auf den weißen Fliesen hängen. „E-Es tut mir wirklich l–“

Und dann fing es an. Sie holte aus und klatschte mir ihre offene Hand in mein Gesicht. Ich erschrak, hielt der Wucht stand, jedoch begannen sich Tränen in meinen Augen zu entwickeln, während ich mir meine linke Hand auf meine Wange hielt.

Sie schrie mich an, begann damit, wie undankbar ich sei, wie sehr sie sich schämte, mich als Sohn zu haben und wünschte, sie hätte mich nie geboren. Auf einmal vermischtem sich meine Angst und Wut, ich hatte das Gefühl, irgendetwas platze in mir, und tränend schrie ich: „Ich hasse dich, du scheiß Kuh!“

Doch so schnell, wie der Satz aus mir rausplatzte, so schnell bereute ich ihn. Ich sah die Überraschung meiner Mutter ihrem Gesicht an. Ich hatte noch nie zurückgeschimpft. Warum hatte ich es jetzt plötzlich getan? Ich wusste, was nun passieren würde, und aus Reflex drehte ich mich um und versuchte wegzurennen. Aber weit kam ich nicht. Nach Schritt zwei fasste sie mich am Arm und zog mich mit einem Ruck zurück, der mich fast zu Boden fallen ließ.

„Wie kannst du es nur wagen, in so einem Ton mit mir zu reden, du verdammtes Miststück!“, sagte sie und fügte hinzu: „Ich zeig dir, wie sehr ich DICH hasse!“

Und mit diesem Satz holte sie ein zweites Mal aus, und diesmal war der Schlag so hart, ich wurde in Richtung Tischkante geschleudert. Mein Kopf und meine Schultern knallten gegen die Kante, und sofort spürte ich einen stechenden Schmerz in mir.

Als nach ein paar Sekunden die Dunkelheit verschwand und ich wieder klarsehen konnte, fand ich mich auf dem Boden wieder. Ich sah Blut neben mir und würgte. War dies mein Blut? Ich blickte mich um, und auf einmal hörte ich sie wieder. Wie sie mich anschrie, wie sie mich beleidigte, und das erste Mal in meinem Leben hatte ich Todesangst. Todesangst vor ihr und was nun passieren würde. Noch nie war eine Situation so dermaßen eskaliert.

Ohne wirklich nachzudenken, zog ich mich mit aller Kraft an der Tischkante hoch und versuchte, ohne umzukippen aufrecht zu stehen. Ich blickte mich nach den Schubladen um und entdeckte schnell die, die ich suchte. Sie war eine Hand weit von mir entfernt. Ich streckte meinen Arm aus, öffnete sie und holte das größte Messer, was wir besaßen, heraus. Und ab dem Moment war alles wie in einem Traum. Nicht mehr real.

Meine Mutter kam brüllend auf mich zu, ich holte tief Luft, drehte mich um und stach ihr das Messer in ihr rechtes Auge. Meine Wut wurde größer. Ich zog das Messer heraus, wodurch ein abwertendes Geräusch entstand, was mich wieder würgen ließ, und stach es in ihr zweites Auge.

Ihre Schreie machten sich nun in meinem Gehör bemerkbar. Ich dachte, sie könne immer am lautesten schreien, wenn sie wütend war, doch ich lag falsch. Sie schrie am lautesten, wenn sie Schmerz fühlte. Doch ihre beiden Schreie unterschieden sich. Ihre wütenden Schreie waren dunkel, negativ und in ihrer Kontrolle. Doch ihre Schreie, wenn sie Schmerz fühlte, waren verzweifelt, außer Kontrolle und überraschenderweise beruhigend. Deshalb stieß ich noch einige Male in ihren Oberkörper, bevor ich zitternd zurücktrat, das Messer fallen lief und auf die Knie sank.

Meine Mutter, oder eher die Kreatur, die mir jahrelang Schmerz und Verzweiflung zugefügt hatte, schrie immer noch, während sie sich schmerzerfüllt auf dem Boden rumwälzte, was mich kurz denken ließ, sie würde an ihrem eigenen Geschrei ersticken. Das Gefühl, dass alles nur ein Traum war, verstärkte sich, und das Einzige, was ich noch mitbekam war, wie Papa die Treppen runtergerannt kam, in die Küche stapfte und sich die momentane Situation ansah.

Er überlegte nicht lange, nahm sein Handy in die Hand rief eine für mich unbekannte Nummer an, während er zu mir lief, meine Arme nahm und sie festhielt. Er sagte mir, dass, wenn ich mich bewegte, er mich bewusstlos schlagen würde. Und aus unerklärbaren Gründen wehrte ich mich nicht. Ich ließ alles über mich ergehen. Wie Leute die Tür aufschlugen, meine Mutter untersuchten und sie schnell mitnahmen. Wie die Polizei kam, ich kurze Zeit später in einem hell beleuchteten Raum saß und mir Fragen gestellt wurden, bei denen ich nicht fähig war zu antworten.

Ich hörte Gespräche, in denen es um mich ging. Wie man mich in eine Klinik schicken oder einer anderen Familie zuführen wollte. Doch als ich meinen Vater fragte, was nun passieren würde, sagte er nur kalt, dass er, sein Geld und seine Kontakte der einzige Grund seien, dass ich noch nicht in die Hölle gebracht worden war.

Nach ein paar Tagen wurde uns die Nachricht überbracht, dass meine Mutter es nicht überlebt hatte. Mein Vater war so emotional, dass er mich am Nacken in mein Zimmer warf und die Tür für die nächsten Stunden abschloss. Mir war nicht erlaubt, auf die Beerdigung mitzukommen, erklärte mir mein Vater mit kalten Worten.

„Das hast du dummes Stück weder verdient, noch wäre das sicher für die anderen."

Die Jahre vergingen, mein Vater wurde kälter, das Leben harter, die Kinder in der Schule über das, was ich getan hatte, lauter und ich leiser. Als ich schließlich 17 war und eines Tages nach Hause kam, fand ich ein fast leeres Haus wieder mit einer Notiz auf dem Tisch. Mein Vater hatte mich verlassen und war zu einem für mich unbekannten Ort weggezogen. Er schrieb, dass er sich wünschte, mich nie wieder sehen zu müssen, da ich sein komplettes Leben zerstört habe und was für eine Missgeburt ich sei. Der Boden wurde mir noch einmal unter den Füßen weggezogen, und ich sank weinend auf die Knie.

Damals dachte ich, es könnte nicht schlimmer werden, doch der wirkliche Terror begann ab da erst.

Terror finalis, der finale Terror

Es waren sechs Jahre vergangen seit dem Beginn meiner Therapie, ich war nun 25. Ich hatte meine Medikamente auf mindestens einmal pro Monat reduzieren können, hatte einen fünfstündigen Job, wobei ich ausreichend verdiente, und hatte das Gefühl, ich könne nach Jahren endlich normal leben.

Aber Gefühle müssen nicht immer richtig sein. Sie sagen dir, du bist nirgendwo gefangen, doch dein Herz schreit nach Freiheit. Sie sagen dir die Wahrheit, lügen jedoch. Sie sind verwirrend und machen dich angreifbar. Sie sind wie Überraschungseier. Einerseits freut man sich auf die Schokolade, andererseits fühlt man sich am Ende nicht fröhlich, wenn kein tolles Spielzeug drin ist.

Als ich nun nachts in den Straßen umherlief, fühlte ich mich sicher und geborgen. Seit langer Zeit dachte ich nicht mehr daran, dass alles wieder flussabwärts strömen würde. Ich glaubte, mein Happy End erreicht zu haben. Ich blickte in das Feld neben mir, und auf einmal hörte ich ein Knistern. Überraschenderweise erschrak ich nicht, sondern fragte: „Hallo?"

Keine Antwort.

Ich fragte noch einmal: „Hallo, ist da jemand?"

Wieder keine Antwort.

„Wahrscheinlich nur 'ne Maus", murmelte ich und lief weiter.

Ich musste noch gute drei Kilometer laufen. Doch als ich mich wieder aufs Laufen konzentrierte, sah ich plötzlich im Laternenlicht einen Schatten hinter mir huschen. Sofort drehte ich mich um, doch sah nichts.

„Hallo?", rief ich aus Reflex.

Ich suchte die Gegend mit meinen Augen ab und sah plötzlich in der Dunkelheit auf dem Boden Bluttropfen. Mein Herz begann schneller zu schlagen. Ich spielte mit dem Gedanken wegzurennen, aber meine Neugier hielt mich auf.

„Zeig dich!", rief ich.

Ich hatte nicht erwartet, dass derjenige darauf reagieren würde, also lief ich auf die Bluttropfen zu. Sie waren fast in den Rillen des Bodens verschwunden, jedoch klar zu sehen. Ich blieb stehen und blickte mich ein zweites Mal um. Nach einigen Momenten entschied ich mich, einfach weiterzulaufen. Vielleicht war die Maus auch einfach verletzt gewesen.

Ein Gefühl der Unruhe breitete sich in mir aus, und als ich den Bluttropfen den Rücken zukehrte, bekam ich Gänsehaut. Ich versuchte mir klar zu machen, dass alles okay war, aber ich wurde unruhiger, als ich wieder ein Rascheln hinter mir hörte.

Ich überlegte nicht lange und fing an zu joggen. Das Joggen erschöpfte mich nach einiger Zeit, also lief ich wieder normal. Weitere zehn Minuten gingen vorüber, und ich bemerkte weder Schatten noch auffällige Geräusche. Es war nur eine verletzte Maus gewesen, versuchte ich mir zu sagen, aber warum hatte ich so ein komisches Gefühl in mir?

Das Grummeln erschien so unerwartet, ich erschrak, zuckte zusammen und stieß einen kleinen Schrei aus. Hektisch drehte ich mein Kopf in Richtung des Geräusches, und was ich da sah, verschlug mir den Atem. Da stand sie. Ein paar Meter von mir entfernt und real. Wie war das möglich?

Mein Atem beschleunigte sich, ich versuchte wegzurennen, doch ich war in einer Schockstarre. Wie war das möglich? Sie war tot, nur eine übergebliebene Erinnerung in meinem Kopf, nicht real, jedoch stand sie da am Rand der Straße. Ich hörte ihr Blut auf den Boden tropfen. Ich wollte etwas sagen, doch ihr Blick verschlug mir die Sprache.

Ich konnte es nicht wirklich fassen. Oder war das alles doch nur wieder ein Traum? Nein. Das alles hier war zu real für einen Traum. Und nun standen wir da eine Weile. Mein Atem war immer noch beschleunigt, und ich hatte das Gefühl, mein Herz pochte nun in meinem Hals.

Mir fiel ein, ich hatte mein Handy dabei, doch als ich es rausholen wollte, stieß die Kreatur wieder ein Grummeln aus, was mich zusammenzucken ließ. Nun holte sie etwas hinter ihrem Laken hervor, und ich schnappte nach Luft. Sie hielt das Messer in der Hand, womit ich ihr mit zwölf die Augen ausgestochen hatte. Meine Angst stieg, mein Atem war außer Kontrolle, doch mein Körper bewegte sich keinen Zentimeter weg von ihr. Ich starrte auf das Messer in ihrer rechten Hand. Außerdem fiel mir wieder der Drogengeruch auf.

„Das ist alles nur wieder ein Traum“, murmelte ich unverständlich.

Und mit einer hasserfüllten Stimme stieß die Kreatur drei Wörter aus: „Real und final!“

Ihre Stimme klang, als hätte sie unfassbare Schmerzen, während sie sprach. Auf einmal begann sie auf mich zuzulaufen. Ich zögerte keine Sekunde mehr und rannte los. Noch nie war ich so schnell um mein Leben gerannt.

Nach kurzer Zeit spürte ich plötzlich einen stark drückenden Schmerz in meiner Wade. Ich blickte auf mein Bein und sah das Messer halb in meiner Wade stecken. Ich würgte, als ich sah, wie das Blut sich aus dem Rand der Wunde quetschte. Mir wurde mal erzählt, wenn man in so einer Situation sei, solle man auf keinen Fall den Gegenstand herausziehen, doch das Messer blockierte mich beim Laufen und bereitete mir starke Schmerzen. Ich holte tief Luft, zog es heraus und schrie vor Schmerz auf.

Mir wurde schlecht, als das Blut nun auf den Boden tropfte, aber ich wusste nicht, wo die Kreatur nun war, also rannte ich einfach, so schnell es mit meinem verletzten Bein ging, weiter. Ich sah eine Landstraße in der Nähe. Ich musste sie überqueren. um dann bald zu Hause zu sein. Ich versuchte meine Schritte zu beschleunigen, aber die Wunde an meinem Bein bereitete mir solche Schmerzen. Ich stöhnte auf und lief im gleichen Tempo weiter.

Auf einmal sah sie vor meinem geistigen Auge direkt hinter mir. Ich hatte die Straße fast erreicht. Wie sie mit dem Messer langsam ausholte und trotz meines Tempos hinter mir blieb. Ein paar Meter noch. Sie stieß gegurgeltes Blut aus, und ich spürte, wie es in meine Wunde reinspritzte und einen heißen Schmerz auslöste. Ich rannte. Und rannte und rannte, in der Hoffnung das ich dieses Mal entkommen könnte.

Auf einmal hörte ich einen schrecklichen Schrei, ich stolperte, und es wurde kurze Zeit alles schwarz. Ich öffnete die Augen, und was ich sah, ließ Tränen aus meinen Augen kommen. Ich lag auf der Straße. Doch das schlimmste war, sie stand mit ihrem Gesicht direkt über mir.

Ich konnte mich weder bewegen noch schreien, das Gefühl der Hoffnungslosigkeit machte sich breit, und dieses Mal wusste ich, dass dies meine letzten paar Sekunden waren. Mein Leben war eine einzige Qual gewesen, wobei ich meine Angst einfach nur versteckt hatte und wegge-

rannt war. Doch dieses Mal konnte ich nicht wegrennen. Ich hatte es versucht, aber Gott hatte entschieden, dies war das Ende für mich.

Die Zeit heilt keine Wunden, man gewöhnt sich nur an den Schmerz, und es gibt einfach Momente, die man nicht verkraften kann, mit denen man sich jedoch abfinden muss. Besonders in dem Augenblick, wenn man verdrängte Dinge wieder in seinen Kopf geschlagen bekommt, verliert man jeglichen Frieden in sich.

Mir fiel auf einmal ein Zitat ein: „Ich bin nicht tot, ich wechsle nur die Räume, ich leb‘ in euch und geh‘ durch eure Träume.“

Und dies war mein letzter Gedanke, bevor ich plötzlich ein helles Licht einige Meter von mir entfernt sah und der finale Terror sein Ende nahm.

Sophia Elena Schulenberg Sarrazin

LANGEWEILE

1

Julian begab sich jeden Morgen gegen 7:20 Uhr auf den Weg zur Schule.

Jeden Tag *derselbe* Weg.

Jeden Tag *dieselbe* Bahn.

Zug Nummer S 38 hatte *normalerweise* eine Fahrzeit von exakten 39 Minuten, was er, wenn man die Nummer in Betracht zog, doch ziemlich interessant fand. Jeden Tag stoppte Julian die Zeit, in der Hoffnung, dass der Zug sich um einige Sekunden übertraf und die 38 Minuten knackte. Jeden Tag blieb es bei der Vorfreude, denn seitdem er mit seinen Messungen begonnen hatte, hatte es die Bahn nie geschafft.

Während er auf dem Weg zur Schule war, blickte er aus dem Fenster. Seine Abteil-Kollegen kritzelten meistens schnell Hausaufgaben in ihre Hefte, unterhielten sich miteinander oder stellten ihre schmutzigen Schuhe auf den gegenüberliegenden Sitz und steckten sich Kopfhörer ins Ohr; ab und zu summten sie leise mit, doch Julian ließ sich nie ablenken. Die vorbeiziehenden Wohnblöcke kannte er schon längst in und auswendig.

Gerade zogen die gelben Häuser des Wohnblocks D an ihm vorbei. Diese wurden vor drei Jahren erbaut und schnitten in die morgigen Sonnenstrahlen. Damals, als sie noch erbaut wurden, warfen die Gerüste und Kräne Schatten in den Zug, doch jetzt kam nur ein einziger, großer Schatten über Julians Abteil. Dieser schloss die Augen und versuchte, sie dann erst zu öffnen, wenn der Schatten vergangen war.

Wie *immer* gelang es ihm.

„Was machst du da?“, erklang es neben ihm, und er versuchte vergebens seine Notizen mit seinen Armen zu verdecken, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden. „Sind das etwa Zeitmessungen? Mein Vater macht sowas Ähnliches, naja, nicht wirklich. Er ist der Trainer des Leichtathletik Vereins in Neuberg.“

Die Stimme hörte nicht auf, also zwang sich Julian von dem Fenster weg und drehte sich langsam um, um der Stimme ein Gesicht zuzuordnen. Vor ihm stand ein kleines, rothaariges Mädchen mit grauen Augen und einer krummen Nase. Sie schien nicht in Julians Alter zu sein, wahrscheinlich sechs oder sieben. Das Mädchen trug bunt-gestreifte Socken über ein paar hellgrünen Leggins, ein pinkes T-Shirt, was ihr eindeutig zu groß war, und ein paar neongelbe Sneaker. Um es kurz zu fassen; sie war eine Regenbogenexplosion.

Julian verdrehte die Augen und wandte sich wieder zum Fenster, damit das Mädchen hoffentlich merkte, wie uninteressiert er an ihrer Lebensgeschichte war. Doch sein Wunsch wurde nicht erhört. Es setzte sich neben ihn und zerrte an seinem linken Arm.

„Lass mich sehen! Lass mich sehen!! Was schreibst du da???“

„Geht dich nichts an, verzieh dich“, zischte Julian zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen.

„Aber es interessiert mich, und meine Mama meinte immer, ich soll immer nachfragen. Nur das macht eine gute Reporterin aus.“ Das Mädchen setzte sich auf seine Knie und lugte über Julians Schulter. „Meine Mama war mal eine weltbekannte Reporterin. Sie schrieb auch die weltbesten Gute-Nacht-Geschichten.“

Der Zug hielt an, um die nächsten Passagiere aufzunehmen. Das Mädchen verlor das Gleichgewicht und landete mit Schwung auf dem Boden. Es rappelte sich auf, schlug Staub aus ihrem Oberteil und setzte sich gegenüber von Julian, welcher sie keines Blickes würdigte und

weiterhin aus dem Fenster starrte. Seine linke Hand schrieb flink Notizen auf, während seine rechte ihm bei irgendeiner Berechnung aushalf.

Die Zeit verging ohne weitere Störungen, und Julian konnte sich wieder voll und ganz seinen Messungen widmen. Ab und zu blickte er zu dem Mädchen rüber, doch dieses würdigte ihn keines Blickes mehr und versuchte es ihm gleichzutun. In ihrer linken Hand hielt sie einen Einhorn-Kugelschreiber und versuchte leserliche Notizen zu schreiben, doch sie schien Rechtshänderin zu sein.

Julian drehte sich wieder um und betrachtete die aufgehende Sonne am Horizont. Heute war sie schon später aufgegangen, was die Jahreszeitänderung ankündigte. Auch das Wetter spielte in letzter Zeit gerne Streiche. Morgens war es kalt, und man zog sich dicke Pullover und Jacken an, nachmittags wurde es glühend heiß, nachts stürmte es, und man konnte kaum einschlafen.

All das hatte Julian sich in seinem anderen Notizbuch aufgeschrieben. Nachts, als er nicht schlafen konnte, schrieb er meistens seine Beobachtungen auf. In den letzten Jahren hatte er mehrere Notizbücher vollgeschrieben. Seine Mutter hatte ihn einst gefragt, wie er Zeit dafür fand, alles zu beobachten, während sein Vater ihn gewarnt hatte, sich nicht zu sehr mit Zahlen und Notizen zu beschäftigen.

„Ich bin übrigens Madlene. Madlene Crovaz“, meldete sich das Mädchen wieder. Es war aufgesprungen und schien auf den nächsten Stopp zu warten. „Ich fahre zum ersten Mal in diesem Abteil, und die anderen Jungs da drüben machen mir Angst. Beschützt du mich?“

Madlene schenkte Julian ein großes Lächeln, das ihre gelbgefärbten, schiefen Zähne preisgab. Dieser erwiderte es nicht und zuckte nur mit den Schultern. Ein lautes Kreischen strömte durch die Bahn, und sie blieb stehen.

„Alles klar, danke, Julian!“

Madlene umarmte den verwirrten Jungen und hüpfte froh zur Zugtür und verschwand hinter dieser. Verdutzt blickte Julian erneut aus dem Fenster und sah ein strahlendes Mädchen, gekleidet in den Farben des Regenbogens über den Bahnhofsplatz rennen. Kinder- und Jugendhaus Neuberg stand auf der Anzeigetafel. So schnell, wie der Zug zum Stehen gekommen war, so schnell machte er sich wieder auf dem Weg.

„Gymnasium Neuberg – Endhaltestelle, bitte aussteigen. Achten Sie darauf, keine Wertsachen in den Abteilen liegenzulassen.“

Julian packte schnell seine Sachen zusammen und wollte gerade sein Abteil verlassen, als er ein Notizbuch auf dem Platz gegenüber von seinem sah. Er steckte es schnell ein und sprintete zur Schule.

Auch im Unterricht verflog die Zeit schnell und strukturiert, und wenn Julian gerade mal keine Analyse schreiben oder Gleichung lösen musste, beobachtete er seine Mitschüler. Vorne links saßen Kathrin und Anton direkt vor dem Lehrerpult und schrieben fleißig jedes Wort auf, das der Lehrer sagte. Hinter ihnen saßen Patrick und Romi, sie kritzelten auch etwas in ihre Hefte, doch es schien sich nicht um Notizen zu handeln, sondern um geheime Nachrichten, die sonst niemand sehen durfte. Julian verdrehte die Augen. Er konnte sich nicht erklären, wieso man ein Notizheft mit solch uninteressanten Wörtern füllen konnte.

Vorne rechts, neben der Tafel, saß Ann-Marie alleine an einem Zweiertisch. Anscheinend war Simon auch übers Wochenende nicht wieder gesund geworden; das Grippe-Virus kämpfte sich derzeit durch die Schule und sorgte dafür, dass viele Klassenräume nur noch zur Hälfte gefüllt waren. Julian selbst saß auch an einem Zweiertisch, doch dieser war immer nur von ihm besetzt. Am Anfang des Jahres hatte sich die Klasse 10b ihre Plätze selbst aussuchen dürfen, und so kam es eben dazu, dass die, die sich für den Unterricht interessierten oder, wie in Ann-Maries Fall, kurzsichtig waren, sich vorne einen Platz gesucht hatten und der Rest der Klasse sich um die hinteren Plätze geprügelt hatte.

Julian war sein Platz egal gewesen, er würde eh nicht im Unterricht mitmachen.

Gerade fragte der Lehrer die Klasse nach Ideen für den Klassenausflug kommender Woche. An der Tafel standen bereits mehrere Ideen, die alle entweder langweilig oder unmöglich waren. Da meldete sich Rosa, aus einer der hinteren Ecken.

„Wie wäre es, wenn wir im Stadtpark Picknicken gehen?“ Ein zustimmendes Gemurmel legte sich über die Klasse. „Einige könnten was zu Essen und zu Trinken besorgen, während andere Gemeinschafts- und Kartenspiele mitbringen könnten.“

Julian merkte von all den Plänen nichts, zu versunken in seinen Notizheften und Analysen.

Nächster Tag

Wieder saß Julian auf *demselben* Sitz.

Schaute aus *demselben* Fenster.

Dieselben Häuser.

Dieselben Schatten.

Aber seit heute notierte sich Julian etwas Neues. Madlenes Kleidungsstil, ihre Gestik und Mimik; an sich **alles,** was Madlene ausmachte: Sie stieg immer um Punkt 7:34 Uhr ein und setzte sich immer ihm gegenüber. Oft berichtete sie von ihren täglichen Abenteuern und von ihren Eltern, die täglich den eruf zu ändern schienen.

„Julian? Juuu! Liii! Aaan!!“ Seine Mitfahrerin versuchte Julian aus seinen Gedanken zu ziehen, „Was schreibst du immer in diese Hefte?“

Madlene nahm ihren Kopf in den Nacken und atmete exakt drei Mal ein. Dies schrieb Julian natürlich wieder in sein Notizbuch unter dem Oberthema ‚Verhaltensweise‘.

„Nichts. Ist was Privates, das dich absolut nichts angeht!“, log Julian.

Seine Eltern hatten ihn schon nachdem seine analysierende Art aufgefallen war, gewarnt, er solle nie jemandem von seinen Notizen erzählen. Den Grund nannten sie nie, doch Julian war klar: Sie schämten sich für sein ungewöhnliches Hobby. Da er so oder so nicht vorhatte seine *heiligen* Notizhefte irgendeiner Person anzuvertrauen, kümmerte ihn die Scham seiner Eltern nicht.

Madlene sprang von ihrem Platz auf. „Bitteee, Juliaaan. Ich muss die Nächste raus!! Zeig mir nur eine Seite. Bitte!!“ Sie blickte ihn mit Welpenaugen an, in der Hoffnung ihn überzeugen zu können.

Doch Julian war sich ihrer Macke bewusst und blieb standhaft: „Nein, Madlene. Du weißt, das ist sehr persönlich und nichts für fremde Augen.“

„Aber …“, fing Julians Kumpanin an, doch ihr Satz wurde von einer Durchsage unterbrochen: „Kinder- und Jugendhaus Neuberg – Ausstieg in Fahrtrichtung rechts.“

Madlenes Mundwinkel sanken nach unten, und sie machte sich hastig auf den Weg zur Tür. Julian dachte an das bunte Notizheft, das er in seinem Rucksack hatte, und ehe er es seiner Besitzerin zurückgeben konnte, war diese schon auf dem Bahnhofsplatz.

Als Julian endlich an seinem Klassenzimmer ankam, bemerkte er, wie leise es hinter der Tür war. Nach seinem dritten Klopfen öffnete sie sich immer noch nicht. Verwirrt zog er sein Handy aus seiner Hosentasche und öffnete den stummgeschalteten Klassenchat, der seit dem letzten Mal 100+ neue Nachrichten bekommen hatte. Ihm war nicht bewusst, dass seine Klasse sich bereits heute im Park traf; in dem, der zwei Zugverbindungen entfernt war. Kurzerhand beschloss er den Ausflug sausen zu lassen. Julian hatte etwas viel Interessanteres vor.

Fest entschlossen, Madlene ihr Notizbuch zurückzugeben, stieg er beim *Kinder- und Jugendhaus Neuberg* aus. Er ging Madlenes Weg, den er sich schon seit Wochen aufgeschrieben hatte und stand nach einigen Minuten vor einem großen Gebäude. In den Fenstern hangen gebastelte Dinge, die zu der Jahreszeit passten.

Julian fragte sich, wieso Madlene hier zur Schule ging. Sie hatte doch Eltern. Ihre Mutter war Journalistin, das hatte sie doch gesagt. Julian war sich sicher, er hatte es sich nach dem ersten Aufeinandertreffen aufgeschrieben.

Mit einem mulmigen Gefühl ging Julian in das Haus. Ihm kam eine Frau mit einem großen, freundlichen Lächeln entgegen.

„Hallo, kann ich dir irgendwie helfen?“ Ihre Augen blitzten in der Herbstsonne, die durch die Tür fiel.

Julian räusperte sich: „Ähm, ich suche Madlene.“

„Madlene?“, fragte die Dame. „Wieso?“

Ihre Position änderte sich, und Julian wurde klar, wie die ganze Situation wohl schien: Ein siebzehnjähriger Junge, der während der Schulzeit ein Grundschulkind suchte. Er veränderte seinen Gesichtsausdruck, um vertrauensvoller zu wirken. Seine Augen wurden runder, und er setzte ein breites Lächeln auf. In seine Stimme legte er Charme.

„Sie fährt jeden Morgen Zug mit mir und hat ihr Notizheft liegen lassen, und ich wollte es ihr zurückbringen.“

Julian zog seinen Rucksack von seinem Rücken und holte das Heft raus. Als er aufblickte, sah er in den Augen der Frau, dass er sie überzeugt hatte. Gut. Sie führte ihn zu einem Raum, dessen Tür mit Regenbögen beklebt war. *Passend*, dachte sich Julian.

„Ich hole Madlene kurz, warte hier“, sagte die Dame und ging in das Zimmer.

Julian überlegte sich, was er Madlene sagen wollte. Ihr war sicher bewusst, dass sie das Notizbuch nicht erst heute verlegt hatte, doch bevor er sich etwas ausdenken konnte, kam Madlene schon.

„Juliaaan!!“ Sie rannte auf ihn zu und umarmte ihn. „Was machst du denn hier?!“

Es breitete sich ein Lächeln in Julians Gesicht aus. „Ich hab was für dich.“

Er gab ihr ihr Heftchen zurück und sah, wie ihre Augen aufhellten. Schön, dachte er sich. Er schaute sich um und sah, dass die Frau weg war, wahrscheinlich, weil sie gemerkt hatte, das Madlene ihm vertraute. Gut, schön.

„Willst du Eis essen gehen?“, fragte Julian das kleine Mädchen, das ihn mit großen Augen anschaute. „Ich habe es mit deiner Betreuerin ausgemacht.“ Über ihr Gesicht breitete sich eine Ungewissheit aus. „Es ist wirklich in Ordnung, bald sind ja Ferien, da ist der Unterricht eh nicht mehr wichtig. Schreibt ihr schon Tests?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Na also. Komm.“ Er nahm ihre kleine Hand in seine und zog sie hinter sich her. „Wo gehen wir denn Eis essen? Was ist deine Lieblingssorte? Meine ist Himmelblau. Ich finde es einfach lustig, dass es blaues Eis gibt. Hihi.“

Madlenes Ungewissheit wurde durch Aufregung ausgetauscht. Noch nie hatte sie die Schule geschwänzt. Sie fühlte sich erwachsen.

Die beiden stiegen in einen Zug Richtung Innenstadt und taten das, was sie immer im Zug machten. Madlene redete über alles Mögliche, während Julian sich seinem Notizheft widmete. Zu Julians Glück hatte Madlene aufgehört, sich seine Notizen ansehen zu wollen.

„Uuuuuund, was sagst du zu Himmelblau?“, fragte das kleine Mädchen den älteren Jungen.

Den anderen Gästen der Eisdiele war dieses ungewöhnliche Paar aufgefallen. Einige fragten sich, ob die beiden verwandt waren, andere wiederum dachten sich, sie sollten sich in die Angelegenheiten anderer nicht einmischen, irgendjemand würde bestimmt was tun, wenn es falsch sei.

„Ach Julian, heute war ein toller Tag!“

Madlene hüpfte fröhlich neben Julian auf und ab, während sie sich auf dem Weg zum nächsten Bahnhof machten. Julian lächelte und nahm Madlene wieder an die Hand.

„Es freut mich, dass dir der Tag gefallen hat. Wir können in den Ferien gerne sowas Ähnliches machen“, bot Julian an. Sein Lächeln vergrößerte sich zu einem Grinsen.

Im Zug widmeten sich die beiden ihren Analysen, und Julian genoss die Stille des Nachmittages. Nach genau zwanzig Minuten verabschiedete sich Julian von Madlene, und sie stieg aus. Niemand wartete auf ihre Ankunft. Julian notierte sich ihre Haltestelle und versuchte sie mit den Augen zu verfolgen, bis der Zug abfuhr. Auch das schrieb er auf.

In der Nacht plante Julian. Er plante, wie er am nächsten Tag mit Madlene sprechen wollte. Schrieb sich Fragen auf, Satzstrukturen, die bekannt waren, und Gestiken und Gesichtsausdrücke, mit denen er vertrauenswürdig wirken wollte. Die ganze Nacht lang übt er vor seinem Spiegel. Nahm sich auf und schaute es sich immer wieder an, um den perfekten Plan vorzubereiten.

Am nächsten Tag spielte sich alles so ab wie immer.
7:20 Uhr Zug.
7:29 Uhr Madlene.
8:00 – 17:00 Uhr Schule.
17:19 Uhr Zug.
Jeden Tag *dasselbe.*
Jeden Tag *dasselbe* scheiß *langweilige* Leben.

2

Heute begann ein toller Tag! Der letzte Schultag vor den Ferien, danach drei Wochen frei. Juhu! Madlene packte ihre sieben bunten Sachen in ihren bunten Einhorn-Rucksack und machte sich auf den Weg zum Bahnhof.

Als sie zum ersten Mal Julian begegnete, waren ihre Eltern erst seit einem Monat verstorben. Sie waren auf dem Weg nach Hause nach einer Tanzparty in ihrer Tanzschule, als sie in einen Autounfall verwickelt wurden. Ein Auto war auf der Autobahn gegen die Leitplanke gefahren, und die beiden wollten dem Fahrer helfen, aus dem Auto zu steigen, als ein rasendes Auto auf sie zufuhr. Ihr Vater hatte ihre Mutter beschützen wollen, doch das Auto überfuhr beide. Madlenes Mutter starb schon auf dem Weg ins Krankenhaus, ihr Vater kurz nachdem er von ihrem Tod erfahren hatte.

Daraufhin zog Madlene in das Kinder- und Jugendhaus in Neuberg ein, da ihre Eltern beide Einzelkinder waren, deren Eltern bereits verstorben waren und Madlene somit keine weiteren Angehörigen hatte, die sie hätten aufnehmen können.

Bis jetzt hatte Madlene keine wirklichen Freunde gefunden. Die meisten lebten schon seit sie Babys waren in dem KiJuHa und hatten sich angefreundet. Auch passte ihnen ihre bunte Art nicht. Oft hatte sie nicht nur von den Kindern, sondern auch von den Betreuern gesagt bekommen, sie sei zu viel.

Als sie sah, wie Julian abgelegen von den anderen sein Ding durchzog, kam er ihr direkt sympathisch vor. Als er sie zum Eis essen im KiJuHa abholte, wurde ihr klar, dass auch sie ihm sympathisch war. Er bezahlte ihr Eis, kaufte sich selbst auch ihr Lieblingseis, um es zu probieren und begleitete sie zu ihrem Zug. Er war wie ein großer Bruder. Der beste Freund, den man sich vorstellen konnte.

Im Zug traf sie wieder auf Julian.

„Hallo Madlene. Freust du dich auf die Ferien?“, fragte Julian und lächelte.

Madlene fragte sich, wieso er seit ein paar Wochen so viel lächelte, wenn er es davor doch nie getan hatte. Trotzdem antwortete sie mit einem genauso großen Lächeln: „Auf jeden Fall! Wann wollen wir denn ins Kino gehen?“

„Wie wäre es mit morgen? Ich kann dich zu Hause abholen, und dann fahren wir mit dem Zug ins Kino“, schlug Julian vor.

Sein Lächeln wirkte aufgesetzt, aber irgendwie trotzdem vertrauenswürdig. Wieder hatte Madlene ein komisches Gefühl im Magen. Dieses Gefühl hatte sie auch an dem Tag, an dem sie Eis essen waren und auch seitdem er angefangen hatte, sie anzulächeln.

Der Zug hielt an, und Julian bot Madlene an, sie zur Schule zu begleiten, da er erst zur dritten Stunde Unterricht hatte. Auf dem Weg dorthin erklärte Madlene, wie ihre Schultage so aussahen und was sie nach der Schule zu Hause machte. Sie verschwieg ihm, dass für sie Schule und ihr Zuhause eins waren.

„Hey Madlene! Wer is‘n das?“, rief ein Junge, als Julian und Madlene in das Gebäude gingen.

Julian blieb abrupt stehen, drehte sich um und entgegnete: „Willst du Stress? Zieh deine Nase aus Angelegenheiten anderer raus!“

„Das ist nur ein Freund von mir, Thorti. Er bringt mich nur grad zur Schule“, versuchte Madlene Thorsten ‚Thorti‘ zu erklären.

Sie zerrte an Julians Arm, um ihn weg von Thorti zu bringen. Er war bekannt dafür, Betreuer zu beißen und die anderen Kinder zu hänseln.

„Solche Menschen machen mich fuchsig“, spuckte Julian wütend.

Er stapfte mit zu ihrem Klassenzimmer, umarmte sie und ging dann, um zur Schule zu fahren. Doch bevor er das Haus verlassen konnte, lief Thorsten in ihn rein und schaute ihn grimmig an. Sein kleines hämisches Grinsen setzte eine Wut in Julian frei, die er nicht mehr zügeln konnte. Er zerrte Thorsten nach draußen, wo sie anfingen, sich gegenseitig zu schubsen und wörtlich fertig zu machen.

„Halte dich von Madlene fern, verstanden?“, befahl ihm Julian und schubste ihn auf die Straße.

Genau in dem Moment bog ein Auto in die Straße, und ehe Julian Thorsten zurückziehen konnte, landete dieser zwei Meter weiter auf dem Boden. Bewusstlos lag er da und blutete aus einer Kopfwunde. Schnell stieg die Autofahrerin aus dem Auto und rief einen Krankenwagen. Julian entschuldigte sich und rannte zum Bahnhof.

3

Julian wusste, er sollte sich schuldig fühlen. Schuldig dafür, dass ein kleines Waisenkind jetzt im Krankenhaus lag. Doch er spürte nichts. Absolut nichts. Immer wieder schrieb Julian das Wort in sein Notizheft.

Nichts
NichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichts
NichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichtsNichts
N
I
C
H
T
S
N
I
C
H

T
S
S
T
H
C
I
N
NICHTS
NNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNIIIII
IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII
IIIIIIIIIICCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCC
CCCCCCCCCHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHH
HHHHHHHTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTT
TTTTTTTTTTTTSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSS
SSSSSSSSSSSSSSSS
Nichts
Nichts
Nichts

Nichts.

Luna Seipel-Rotter

WIE ICH DEN TOD BEZWANG

1

Der Tod steht vor meinem Bett. Es ist ganz offensichtlich er: Er hat einen dunklen Mantel an, für diese Jahreszeit bestimmt unangenehm, und eine Sense.

„Ähm …Sie wissen schon, dass das Hausfriedensbruch ist, oder? Und ich hoffe, Sie haben unter diesem Mantel was an?“, frage ich mit hochgezogener Augenbraue.

Der Tod hebt eine imaginäre Augenbraue, in echt kann er das nicht: Er ist ein Gerippe.

„Weißt du, wer ich bin?“, fragt er mit einer tiefen blechernen Stimme.

„Ja natürlich. Du bist der Tod, bla bla bla. Es ist trotzdem Hausfriedensbruch: gleiches Recht für alle“, sage ich trocken.

Der Tod räuspert sich vernehmlich. „Eben, gleiches Recht für alle, ich komme zu allen irgendwann, früher oder später. Kommst du jetzt endlich mit mir mit?“

Ich hebe eine Augenbraue. „Wohin? Ist es nicht … ähm, irgendwie seltsam, mit jemand Fremdem irgendwo hinzugehen?“, frage ich verwirrt.

Der Tod versucht zu blinzeln, was nicht sonderlich gut klappt.

„In den Tod. Und ich bin der Tod“, sagt er langsam, als hätte ich eine lange Leitung.

Zugegebenermaßen habe ich das auch.

„Eklig“, mache ich. „Ja, also … kann ich leider gerade gar nicht, muss ich gestehen, ich bin nämlich sehr beschäftigt“, informiere ich ihn.

Der Tod sieht mich ausdruckslos an. Klar, was soll ein Gerippe sonst tun?

„Ich habe dir die Chance gelassen, das freiwillig zu entscheiden“, sagt er, leicht wütend werdend.

„Ja, damit ich dir freiwillig die Unterschrift gebe, dass du bei mir angekommen bist. Aber das sind bloß Formalitäten. Du willst Trinkgeld, kann ich verstehen. Aber ich bin noch nicht bereit zum Sterben“, sage ich genervt.

Der Tod wartet für einige Momente, bevor er sich umsieht, offensichtlich, um herauszufinden, ob es versteckte Kameras gibt.

„Mit deiner Generation ist viel falsch“, murmelt er.

„Ja“, sage ich lächelnd. „Wein?“, frage ich und biete ihm ein Glas an.

„Whiskey“, sagt der Tod und setzt sich müde auf einen Stuhl neben meinem Bett.

„Willst du eine Runde schlafen? Mein Bett ist gemütlich“, sage ich, während ich dem Tod ein Glas Whiskey gebe.

2

Wegen des Scheiterns an mir und unverhältnismäßigem Alkoholkonsum während des Diensts wurde der Tod kurzfristig entlassen. Seine Stelle hat nun Thanatos, sein ewiger Widersacher übernommen.

„Und der ist auch noch viel attraktiver als ich“, hat der Tod gezetert, bevor er ohne ein weiteres Wort bei mir eingezogen ist. Nachdem er die ersten Tage depressiv auf dem Sofa lag und „Friends“ gesuchtet hat, habe ich mich dazu entschieden, ihm einen Job zu besorgen. Jetzt arbeitet er mehr oder weniger freiwillig bei Lidl.

Weil der Tod keine Freundin findet, hat er sich, zu meinem Leidwesen, einen Hund gekauft, und seitdem die Anti-Allergie-Tabletten auf magische Weise verschwunden sind, bin ich mir auch sicher, dass der Tod sich für seinen alten Job wieder qualifizieren möchte. Nachdem ich mir eine weitere Schachtel Tabletten gekauft habe, ging es mir allerdings wieder etwas besser.

Seit der Tod im Lidl arbeitet, gehen die meisten Stammkunden jetzt zu Aldi. Ich arbeite von früh bis spät im Büro und komme erst abends nach Hause. Eines Tages komme ich nach Hause, bloß um den Tod auf meinem Sofa lümmeln und „Titanic" mit seinem Hund schauen zu sehen. Er isst Kartoffelchips und krümelt meine Sofa-Polster voll.

„Was soll das?", knurre ich genervt.

„Willscht du mitgucken?", fragt der Tod mit vollem Mund. „Es gibt auch noch –" Er greift in die Chipstüte. „Oh …. leer … sorry."

Ich seufze und setze mich auf einen Sessel, möglichst weit weg von dem Satansbraten im Körper des Hundes.

„Oh, come on, Simon", schmollt der Tod.

Ich blicke auf seinen Hund, der gerade zu zittern anfängt – wie ich mittlerweile gemerkt habe, ein Zeichen dafür, dass er gleich seinen Darminhalt auf mein Sofa entleeren wird.

„Könntest du bitte deinen Hund Gassi führen, bevor er mein Sofa vollkackt?", frage ich den Tod.

„Och, komm schon", schmollt der Tod und zeigt auf den Bildschirm, wo gerade die Titanic untergeht. „Das ist der beste Teil …"

„Okay, dann gehe ich", seufze ich und nehme den Hund an die Leine.

Während Satansbraten und ich den Weg zusammen langlaufen, entscheidet sich das Vieh fünf Mal, wo es schon mal nicht hinmachen will. Ich blicke genervt geradeaus, als mir die Leine entgleitet.

„Satan! Bleib hier!", brülle ich, doch bevor ich überhaupt reagieren kann, ist er schon getürmt. „Shit!", murmle ich. „Tod wird mich umbringen!"

Und damit renne ich dem kleinen Biest nach. Die Lichter sehe ich erst, als mich das Auto bereits rammt. Fast schon wie in Zeitlupe fühle ich den Schmerz, bevor ich auf dem Asphalt aufschlage. Der Schmerz brennt mir in allen Gliedern, und ich bin schon beinahe dankbar, als ich langsam aber sicher das Bewusstsein verliere.

„Boah, fuck ey", höre ich eine Stimme grummeln.

Langsam öffne ich meine Augen. Ich liege immer noch auf dem Asphalt. Nun ist ein Mann über mich gebeugt. Er hat lange fettige Haare und auf seinen Rücken sind Plastikflügel gespannt. Ich blinzele einige Male, um mich zu vergewissern, dass der Typ wirklich über mich gebeugt ist, doch nach einigen Sekunden weiß ich, dass er es definitiv ist. Eigentlich sieht er aus, wie direkt vom Frankfurter Bahnhof.

„Ähm …", krächze ich, während ich versuche, die ganze Umgebung in Augenschein zu nehmen.

Der Mann blickt auf. „Du bist nicht tot?", fragt er verwirrt und blickt auf ein Blatt Papier.

„Nein … glaub nicht, tut zumindest ziemlich weh", murmle ich.

„Aber auf meiner Liste steht ganz deutlich … Simon Schmitt."

Ich blinzele. „Auf Ihrer Liste?", frage ich verwirrt.

Mein Gehirn ist nicht bereit, irgendeine Information aufzunehmen.

„Thanatos, du Idiot", sagt eine genervte, aber sehr bekannte Stimme neben mir.

Ich drehe meinen Kopf leicht und blicke direkt auf die Füße vom Tod, die in Rentnersandalen stecken.

„Es gibt doch nicht nur einen Simon Schmitt in ganz Deutschland", sagt der Tod, offenbar versuchend, nicht schadenfreudig zu lachen.

Wir hören das Geräusch der ankommenden Krankenwagen, und ich fühle ein wenig Hoffnung in mir. Mein Körper schmerzt fürchterlich, doch ich bin am Leben. Fassungslos schaut Thanatos dabei zu, wie ich stabilisiert werde.

Der Tod guckt zufrieden zu, und noch während mich der Krankenwagen wegbringt, seufzt er glücklich: „Ach komm schon, Thanatos, mach nicht so ein Gesicht, bei Lidl ist sicher noch ‘ne Stelle frei …“

Nina Skulesch

DIE BUSFAHRT

Sie alle schauen auf ihre Handys. Der Bus fährt immer weiter, der Regen prasselt auf die Fensterscheiben, und doch sind alle in ihrer eigenen Welt. Sie schauen auf die schwarzen Displays ihrer Handys, haben ihre Kopfhörer auf, sind alle hier und doch nicht da. Sie haben sich in eine Scheinwelt begeben, die mit der Realität immer mehr verschwimmt. Da, wo geurteilt wird. Nicht fair, doch dafür immer härter. Doch wer bin ich, darüber zu urteilen?

Und doch, manchmal hier, manchmal da, da blickt jemand kurz von seinem Handy auf. Es sind kurze Momente, wo der Blick sich vom Display hebt. Er gleitet über die anderen Menschen im Bus, es wird versucht, sie einzuordnen. Schubladen werden geöffnet. Mal bewusst, mal unbewusst. Es ist gleichzeitig so menschlich und gleichzeitig so unmenschlich. Aber der Regen prasselt weiter auf die Fensterscheibe, und der Bus fährt weiter, immer weiter. Die Altbauhäuser ziehen am Fenster vorbei. Es sind die Villen, wo die reicheren Menschen der Stadt wohnen. Niemand steigt aus, als die Türen kurz aufgleiten.

Die Menschen im Bus, sie sind sich gleichzeitig so nah und doch so fern. Sie wollen sich nicht kennenernen. Stillschweigend sitzen sie nebeneinander, ignorieren sich und sind in der Wahrnehmung des Anderen doch so präsent. Es wird vermieden, etwas falsch zu machen, ohne zu wissen, ob es überhaupt falsch ist. Doch es ist seltsam, fremde Personen anzusprechen. So steht es in ihren Köpfen. Es ist eine Regel, die wie in Stein gemeißelt ist. Zumindest in den Köpfen, die weiterhin gesenkt bleiben, auf die Displays blicken.

Der Bus bleibt erneut stehen, eine Person steigt aus, zwei weitere steigen ein. Es sind eine junge Frau und ein jüngerer Schüler, vielleicht zehn. Sie blicken sich kurz suchend um, ohne wirklich zu suchen. Dann kramen beide beinahe gleichzeitig ihr Handy heraus und versinken in ihrer eigenen Welt. Die Türen schieben sich wieder zu.

Ein unterdrücktes Schluchzen ertönt. Es ist so leise und doch so deutlich. Manche drehen kurz ihre Köpfe um, starren das ungefähr vierzehnjährige Mädchen an, welches ihr Gesicht hinter ihren haselnussbraunen Haaren versteckt. Bloß nicht gesehen werden, bloß nicht auffallen. Niemand fragt, ob er ihr helfen kann. Vorne, der große Mann mit der Glatze denkt sich nur, wie dramatisch sie sei. Und verdreht die Augen. Die junge Frau mit den langen, welligen, blonden Haaren, die direkt hinter dem Mann mit der Glatze sitzt, denkt, dass sie dem Mädchen so gerne helfen würde. Wie sehr sie das an ihre eigene Zeit in der Schule erinnert … Und doch ist sie dafür zu schüchtern. Es ist seltsam, sich in die Angelegenheiten anderer Menschen einzumischen, oder? Und der Mann neben ihr, der denkt an seine eigenen Probleme. An die Probleme, über die er mit seiner Frau nicht spricht, sondern sie im Herzen verfaulen lässt. Und das weinende Mädchen? Das weint weiter. Sie will es nicht zeigen, aber sie tut es. Leise. Wischt die Tränen beiseite, die sich in ihren Augen ansammeln. Immer weiter. Die Gedanken stauen sich in den Köpfen an, doch niemand ist so mutig, sie auszusprechen. Stattdessen gleiten die Türen erneut auf. Es regnet und regnet und regnet weiter.

Vier Menschen steigen aus. Einer steigt ein. Es ist ein älterer Herr mit Stock, vielleicht um die fünfundsiebzig. Ein jüngerer Mann bietet ihm, als er kurz von seinem rechteckigen Display aufsieht, seinen Sitzplatz an. Doch der älterer Herr, der schüttelt nur den Kopf. Der Mann setzt sich hin. Nimmt sein Handy wieder in die Hand. Denkt sich, wie unverschämt dieser Mann sei. Warum sollte man auch immer für die Rentner aufstehen, die dafür nicht dankbar sind? Vermutlich war der Mann gerade auch noch Schwimmen, während er den ganzen Tag geschuftet hat. Der Mann schüttelt den Kopf, dann schaut er weiter auf seinen Display. Der kleine Junge mit dem Schulranzen, der neben dem Mann sitzt, der teilt seine Gedanken. Doch dann schieben sich wieder seine eigenen Probleme in den Kopf. Wie niemand in der Schule bei

der Gruppenarbeit mit ihm arbeiten wollte, wie seine Mitschüler danach über ihn gelacht haben. Doch dann kramt auch er sein Handy hervor, um wenigstens ein paar Minuten der bitteren Realität zu entfliehen. Und der alte Mann? Der lehnt sich mit geschlossenen Augen an die Buswand. Er hat kein Handy in der Hand, er will nur den kurzen Blicken entgehen, wie sie seinen Stock sehen, ihn bewerten. Wie sich alle still denken, dass seine Tage nun gezählt seien. Und nicht auf die Idee kommen, dass er seit Kindestagen an einer Parese leidet, an einer Lähmung, die nur sein eines Bein betrifft. Er will keine Sitzplätze annehmen, die ihm nur aufgrund seines Alters und nicht wegen seiner Lähmung angeboten werden. Er will das nicht. Bei allen Gedanken, die in den Köpfen sind, wird kein Einziger ausgesprochen. Auch nicht, obwohl es so viel helfen könnte. Sie leben einfach alle in ihrer eigenen Welt. Und der Regen prasselt immer weiter auf die Fensterscheiben.

Die Türen schieben sich ein letztes Mal auf. Endstation. Die Personen im Bus stehen auf, legen das Handy aus der Hand, räumen es zurück in ihre Taschen. Es ist totenstill, als einer nach dem anderen aussteigt. Regenschirme werden aufgespannt. Dann läuft einer los, dann der nächste. Sie laufen alle auf ihre eigene Art und Weise davon, vor ihren Problemen, vor den anderen Personen und auch in gewisser Weise vor sich selbst. Denn man muss immer weitermachen, oder? Der Regen prasselt weiter, auf den Asphalt, auf die Dächer, auf den Bus, auf die Regenschirme. Doch irgendwann hört auch der längste Regen auf.

Impressum: Landeshauptstadt Wiesbaden – Kulturamt; Körperschaft des öffentlichen Rechts
Schillerplatz 1-2, 65185 Wiesbaden, Telefon: 06 11 – 31 47 08